

K A T A R Z Y N A

B O N D A

DAS
MÄDCHEN

THRILLER **AUS DEM
NORDEN**

Aus dem Polnischen von Paulina Schulz

HEYNE <

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Pochłaniacz bei Muza, Warschau

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

*Nach Empedokles besteht die Schöpfung aus vier Wurzeln aller
Dinge, auch Urstoffe, Grundsubstanzen oder Elemente genannt:
Feuer, Wasser, Erde, Luft.*

*Diese Elemente sind ewig existierend, unentstanden und unver-
änderlich, denn das, was ist, vergeht nicht. Andererseits existiert
die Wandlung, der ewige Kreislauf, denn es entsteht nichts, das
anfangs sterblich wäre, und der Tod ist kein Ende aller Dinge.
Es gibt lediglich das Vermischen und den Austausch dessen, was
vermischt ist. Durch die Mischung entsteht die Vielfalt der Stoffe.*



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Copyright © 2014 by Katarzyna Bonda
Copyright © 2017 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Leena Flegler
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von shutterstock/Velishchuk Yevhen
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-453-27074-9

www.heyne.de

Most things may never happen: this one will.

PHILIP LARKIN, AUBADE

Denn die Menschen konnten die Augen zumachen vor
der Größe, vor dem Schrecklichen, vor der Schönheit
und die Ohren verschließen vor Melodien oder betörenden
Worten. Aber sie konnten sich nicht dem Duft entziehen.
Denn der Duft war ein Bruder des Atems.

PATRICK SÜSKIND, DAS PARFUM

Prolog

Winter 2013, Huddersfield

»Sasza?«

Die Stimme – rau, herrisch – gehörte einem Mann. Sie durchforstete ihre Erinnerungen nach Gesichtern, die zu der Stimme passen könnten, als der Mann beschloss, ihr auf die Sprünge zu helfen.

»Sasza Załuska? Hast du dir das selbst ausgedacht?«

Vor ihren Augen flackerte eine Bildersequenz auf. Sie sah das Gesicht eines Offiziers vor sich.

»Das ist mein richtiger Name.«

»Schade. Dabei bist du so ein feines Mädchen.«

Sie hörte, wie er an einer Zigarette zog.

»Ich arbeite nicht mehr«, sagte sie entschieden. »Weder für dich noch für sonst jemanden.«

»Du hast vor, bei einer polnischen Bank anzufangen.« Der Mann lachte kurz auf. »Du gehst im Frühling nach Polen zurück. Ich weiß alles über dich.«

»Ganz sicher nicht.«

Sie hätte auflegen sollen, doch er hatte ihre Neugier geweckt, und sie ließ sich auf das Spielchen ein. Wie immer.

»Was stört dich daran? Ich will nur auf ehrliche Art und Weise meinen Lebensunterhalt verdienen.«

»Oh, so kämpferisch? Und? Glaubst du allen Ernstes, dass dein Gehalt für eine Wohnung in der Nähe des Grand Hôtel ausreicht? Was musst du dafür hinlegen? Zweitausend? Woher willst du denn die Kohle nehmen?«

»Geht dich nichts an.«

Sie spürte, wie sich ihr die Nackenhaare aufstellten. Woher konnte er das alles wissen? Abgesehen von ihrer Familie hatte sie niemandem davon erzählt.

»Außerdem – nachdem du ja offensichtlich meine Nummer kennst, weißt du bestimmt sowieso, wo ich wohne und wo ich demnächst hinziehe. Mir war klar, dass irgendjemand das rausfinden würde. Wie auch immer, meine Antwort lautet Nein.«

»Und wovon willst du deine Tochter ernähren?« Er hatte offenbar vor, sie zu provozieren. »Was für eine Überraschung! Unser Däumelinchen ist Mutter geworden – wer hätte das gedacht! Und wer ist der Vater? Dieser Professor? Aber was die Bank angeht: Ich wär mir nicht so sicher, dass sie dich tatsächlich nehmen. Kommt drauf an, ob du mit uns zusammenarbeitest ...«

Sasza biss die Zähne zusammen und zwang sich zur Ruhe.

»Was willst du?«

»Bei uns ist eine Stelle frei.«

»Ich hab's doch gerade gesagt: Ich arbeite nicht mehr für euch.«

»Wir sind größer geworden. Die Ansprüche sind jetzt höher. Und die Arbeit ist sauberer. Bei uns musst du keine Bankkunden bedienen.« Dann wurde er wieder ernst. »Ein Kollege hat mich gebeten, ihm jemanden mit Erfahrung und mit Englischkenntnissen zu empfehlen, und da musste ich an dich denken ...«

»Ein Kollege?« Sie holte tief Luft, zählte bis zehn – und hatte urplötzlich Lust auf einen Wodka. Sie scheuchte den Gedanken beiseite. »Unser Kollege ... oder deiner?«

»Keine Sorge, du wirst zufrieden sein.«

Sasza legte das Handy beiseite und trat an die angelehnte Kinderzimmertür. Karolina lag bis zum Hals unter der Decke,

hatte die Arme ausgebreitet und atmete durch den Mund. Jetzt würde nicht einmal mehr laute Musik sie aufwecken.

Sachte zog Sasza die Tür wieder zu. Dann griff sie nach der Zigarettenschachtel und machte das Wohnzimmerfenster auf. Mit der Zigarette in der Hand nahm sie die menschenleere Straße in Augenschein, konnte aber niemanden entdecken. Nur die Katze der Nachbarn huschte durch das offene Tor in den Garten.

Sie ließ die Jalousie herunter und stellte sich mit dem Rücken ans Fenster, griff wieder zum Telefon und blies den Rauch direkt in den Hörer. Der Mann am anderen Ende schwieg, doch insgeheim war sie davon überzeugt, dass er selbstgerecht grinste.

»Du stehst natürlich unter Schutz, nicht so wie damals«, versicherte er ihr.

Eine Weile herrschte Stille. Als Sasza endlich weitersprach, war ihre Stimme scharf und ließ keinen Raum für Zweifel.

»Sag dem Kollegen schönen Dank, aber ich bin nicht interessiert.«

»Bist du dir sicher? Weißt du, was das für dich bedeutet?«

Sasza schwieg. Dann gab sie sich einen Ruck.

»Ruf mich nie wieder an.«

Sie wollte schon auflegen, als der Mann erneut das Wort ergriff. Diesmal klang er beinahe sanft.

»Du weißt, dass ich jetzt bei der Mordkommission bin?«

»Wie kommt's? Dafür hast du dich doch wohl kaum selbst gemeldet. Wurdest du degradiert?« Sie konnte ihre Genugtuung nicht verhehlen.

»Spielt keine Rolle«, erwiderte er ausweichend. »Noch zwei Jahre, und ich gehe in Pension.«

»Das hast du doch schon mal gesagt. Ich weiß nicht mal mehr, wann das war – irgendwann. Ewig her.«

»Du hast wie immer recht, Milena.«

»Vergiss Milena. Eine Milena hat es nie gegeben.«

»Däumelinchen ist am Ende bei ihrem Maulwurf gelandet – und du? Wie auch immer ... Ich würd mich freuen, wenn du zurückkämt. Es gibt hier Leute, die dich echt vermissen. Sogar ich hab ein paar Tränchen vergossen. Aber ich hab drauf gewettet, dass du wiederkommst.«

»Und was war dein Wetteinsatz? Wie viel war ich dir wert? Eine Flasche Whisky? Oder mehr als das?«

Sie schluckte. Sie sollte schleunigst etwas essen. Hunger, Wut, Überarbeitung. Das musste sie vermeiden.

»Einen ganzen Kasten. Wodka.«

»Du hast Frauen noch nie zu schätzen gewusst«, sagte sie, obwohl es ihr in Wahrheit schmeichelte. »Ich geh jetzt schlafen. Diese Telefonnummer gibt es ab sofort nicht mehr.«

»Das Vaterland wird bittere Tränen vergießen, Kaiserin.«

»Pech für das Vaterland. Ich nicht.«

Winter 1993

Als der Wasserdampf sich allmählich verzog, tauchten nach und nach die Körper der Turnerinnen auf. Oberschenkel, Hintern. Hier und da konnten sie sogar einen Blick auf knospende Brüste erhaschen. Allerdings würden sie nicht lange auf dem Mauervorsprung stehen bleiben können: Die Beine schiefen ihnen ein, und es gab dort nichts, woran sie sich hätten festhalten können. Deswegen unternahmen sie diese Ausflüge auch immer zu zweit: um einander abzustützen.

Heute hatten sie ausnahmsweise einen Dritten dabei. Nadel. Wie immer er in Wahrheit hieß. Allerdings durfte er nicht mitgucken. Er musste Schmiere stehen und konnte sich freuen, dass er überhaupt mit ihnen herumziehen durfte. Immerhin war Nadel ein Jahr jünger.

Jedes Mal zogen sie Streichhölzer, wer als Erster schauen durfte. Dann suchten sie sich eine Favoritin aus und schwiegen anschließend die halbe Nacht darüber, während Marcin nebenher Gitarre spielte, nicht sonderlich gut und eigentlich auch nur eine Handvoll Songs: »Rape me«, »In Bloom«, »Smells Like Teen Spirit« von Nirvana oder eine Ballade von My Dying Bride. Nach einer Weile legte er das Instrument zur Seite und summtte irgendetwas vor sich hin, eine eigene Komposition, eine Mischung aus Gedicht und Lied. Die Pillen mit dem Asterix-Bild und ein bisschen Gras halfen ihm dabei, kreativ zu sein.

Heute waren sie zum genau richtigen Zeitpunkt aufgetaucht. Bevor die Turnerinnen in der Tür zum Duschaum

erschienen waren, hatten die Jungs draußen schon das vernügte Kichern hören können. Marcin hatte einen Kloß im Hals gehabt. In die Erregung hatte sich die Befürchtung gemischt, dass jemand sein Gesicht im Fenster hinter dem löchrigen Fliegengitter erkennen könnte. Die Scheibe hatten sie bereits vor Wochen ausgeschlagen, und bisher hatte noch niemand ihr Fehlen bemerkt. Nicht mal die Hausmeisterin, die sie in der vergangenen Woche vom Sportplatz gescheucht hatte, weil sie dort geraucht hatten. Die Schläge mit dem Besen spürte er noch immer. Aber es hätte deutlich schlimmer kommen können. Sie hatten es geschafft, über den Stacheldraht zu klettern und das Weite zu suchen, dabei hätten sie ebenso gut im Büro des Direktors des Conradi-Gymnasiums oder sogar auf dem Revier landen können. Die Löcher in ihren Jacken trugen sie wie Wunden nach einer Schlacht stolz zur Schau.

Aufgeregt plappernd strömten die Mädchen in den Duschraum. Ihr Geschnatter füllte die Luft wie das eines ganzen Vogelschwarms. Ihre Stirnen waren feucht vom anstrengenden Training, die Wangen gerötet, die Augen glänzten. Sie lachten, riefen durcheinander. Die meisten zogen sich bereits im Gehen aus, warfen die verschwitzten Trikots auf die Bänke oder auf den Boden vor den Duschen. Träge zogen sie die Haargummis von den Zöpfen.

Zu zweit oder zu dritt gingen sie unter die Dusche, seiften sich gegenseitig ein, zeigten ihre jungen Brüste oder griffen einander zum Spaß an den Po.

Nur eine von ihnen – fast noch ein Kind – stand nach wie vor vollständig bekleidet an der Tür. Als Einzige aus der Gruppe trug sie lange Leggings. Die Arme hatte sie vor dem Bauch überkreuzt. Sie wirkte unsicher, fluchtbereit. Auch sie hatte sich das Haar zu einem Zopf gebunden, nur ein paar lose Strähnen klebten auf den Wangen. Marcin hatte sie noch nie gesehen.

»Komm jetzt runter!«

Przemek schlug ihm so heftig gegens Bein, dass Marcin auf dem Mauervorsprung ins Taumeln geriet.

»Hör auf, du Penner«, raunte Marcin in Przemeks Richtung.

»Eh, Staroń, was ist? Ich bin dran!«

Als Przemek losließ, stand Marcin plötzlich ohne Stütze da. Er wankte kurz, ging leicht in die Knie. Noch ein letzter Blick durchs Fenster. Gierig nahm er die letzten Momente in sich auf.

Sie duschte mit geschlossenen Augen, hatte sich von den anderen abgewandt. Sie hatte zwar das Trikot abgelegt, war aber nicht vollständig nackt. Die weiße Unterhose klebte nass auf ihren Pobacken. Sie war einfach perfekt: dünn, der Bauch beinahe eingefallen, mit deutlich hervorstehenden Rippen. Sie sah aus, als würde sie gleich auseinanderbrechen, als sie sich vorbeugte, um nach der Seife zu tasten. Ihr Becken allerdings war breit: Die Knochen ragten über dem Rand des Slips hervor. Er fand sie großartig. Auch wenn Przemek ihn losgelassen hatte – nein, im Gegenteil: jetzt zerrte er an ihm, um ihn zum Absteigen zu bewegen –, stand Marcin wie vom Donner gerührt da, konnte sich nicht bewegen.

Plötzlich drehte sich das Mädchen zu ihm um. Sah ihn. Aus einem Reflex heraus hob sie die Arme vor den Körper und machte in der Duschkabine einen Schritt zurück. Doch es nutzte nichts – er konnte sie immer noch sehen. Und er war sich sicher, dass er diesen Anblick nie mehr vergessen würde. Den Schwung ihres Arms. Die knochigen Füße. Die langen Zehen. Die schmalen Knöchel. Sie sah verunsichert zu ihm hinauf – und machte dann einen fast tänzelnden Schritt nach vorn. Schloss die Augen, öffnete die Lippen und fuhr sich mit dem eingeseiften Schwamm über den Körper.

Przemek hatte inzwischen vollends die Geduld verloren. Er schlug Marcin so hart gegen die Kniekehlen, dass der

Mühe hatte, richtig aufzukommen. Er stolperte, verdreckte sich im Schlamm die neuen Schuhe, die ihm sein Onkel Czesiek aus Hamburg geschickt hatte, dachte aber keinen Augenblick darüber nach, dachte nur noch daran, dass Przemek seine Erektion nicht sehen durfte.

Sein Freund war kaum auf die Mauer geklettert und hatte durchs Fenster gespäht, als er auch schon wie von der Tarantel gestochen heruntersprang.

»Weg hier!« Er war bereits ein Stück gelaufen, als er sich noch einmal umdrehte, und als er sah, dass Marcin immer noch wie angewurzelt dastand, zischte er: »Los jetzt, Mann!«

»Und Nadel?«

»Der kommt alleine klar.«

Przemek lief mit gesenktem Kopf weiter. Erst nachdem sie sich am Ende der ulica Liczmańskiego in Sicherheit gebracht hatten, fragte Marcin: »Was war denn auf einmal los?«

Doch Przemek schüttelte bloß den Kopf.

»Haben sie dich gesehen?«

»Wir gehen da nicht mehr hin.«

Er angelte mit zitternden Händen eine zerknautschte Zigarettenschachtel aus der Hosentasche, und Marcin kicherte nervös.

»Komm, wir holen die Gitarre und machen ein bisschen Musik. Ich hab da noch was Nettes für den Abend.« Er gab seinem Kumpel einen freundschaftlichen Klaps auf den Arm. »Mach, was du willst, aber ich geh definitiv wieder dort hin. Ich hab da ein Schätzchen entdeckt – Tittchen wie kleine Äpfel, dunkle Haare ... Voll mein Typ, die Kleine. In die könnt ich mich glatt verlieben, glaub ich zumindest.«

»Du Arschloch, das ist meine Schwester!«

Mit einem groben Stoß holte Przemek Marcin beinahe von den Füßen.

Er war größer und kräftiger als Marcin, viel besser gebaut,

und trotzdem himmelten die Mädchen nicht ihn an, sondern Marcin Staroń, den Blonden mit dem verträumten Blick und der Gitarre.

»Sie ist erst sechzehn! Wenn ich dich noch ein einziges Mal bei den Duschen sehe, Mann, dann bist du tot! Komm ihr nicht zu nahe, sonst ...«

Er hielt inne, als Marcin zurück in Richtung Turnhalle wies. Auf ihrem Geheimposten, auf dem Mauervorsprung, stand Nadel und beobachtete die Mädchen.

»Verdammt!«, brüllte Przemek. »Der sollte doch bloß Schmiere stehen!«

Sie sahen einander für einen Moment an, dann sprinteten sie zurück, kletterten über den Zaun und liefen direkt auf das Kabuff der Hausmeisterin zu. Beim Anblick der beiden griff die Frau nach ihrem Besen, wetzte dann aber, nachdem die Jungs sie auf den Spanner hingewiesen hatten, sofort erbot in Nadels Richtung. Er klebte immer noch am Fenster der Turnhalle. In Erwartung eines größeren Spektakels ließen Marcin und Przemek sich auf einem Haufen alter Holzbretter nieder.

Nadel versuchte noch wegzulaufen, doch die Hausmeisterin war schneller. Sie packte ihn am Kragen und schleifte ihn davon. Garantiert zum Direktor. Sie wollten lieber gar nicht wissen, in was sie ihn hineingeritten hatten.

»Armes Schwein«, brummte Marcin und kramte seine Blättchen aus der Jackentasche, drehte sich einen Joint und reichte ihn einen Augenblick später an Przemek weiter, doch der Kumpel lehnte ab.

»Wir wären dort sowieso nicht noch mal hingegangen«, meinte Przemek. Dann zog er seine Walther – eine Holzattrappe, an der er seit geraumer Zeit schnitzte. Marcin fand, dass das Ding längst wie eine echte Pistole aussah, aber Przemek arbeitete wie besessen an immer weiteren Details.

Gerade brachte er irgendwelche Zahlen an, bestimmt die Modellnummer.

»Wie heißt sie überhaupt?«, fragte Marcin bemüht gleichgültig.

Przemek sah für einen Moment verwirrt von seiner Schnitzarbeit auf.

»Wer?«

»Deine Mutter! Na, wer schon?«

»He, lass meine Mutter aus dem Spiel!«, zischte Przemek, hielt Marcin die Holzpistole an die Schläfe, und Marcin hob gespielt entsetzt die Hände. Dann ließ er die Rechte wieder sinken und tippte auf die Waffe.

»Mein Alter hat in seiner Werkstatt alle möglichen Farben. Wenn du willst, bearbeite ich die Knarre mit der Spritzpistole, dann kannst du damit die Bullen ärgern.«

Przemek dachte kurz darüber nach. Dann stand er auf und sagte nüchtern: »Monika. Ich hab meinem Vater versprochen, dass ich auf sie aufpasse. Diese Idioten sind doch alle scharf auf sie ...«

»Ich helf dir«, bot Marcin ihm an. »Ich lass nicht zu, dass einem solchen Engel was passiert.«

»Jepp. Und jetzt komm, du Penner.«

Przemek warf ihm die Walther zu.

»Schwarz oder Chrom?«, fragte Marcin.

Über den Strand liefen sie zurück in Richtung Brzeźno. Der Wind hatte merklich aufgefrischt.

Als Marcin zu Hause ankam, fielen bereits die ersten Schneeflocken. Er zog einen Handschuh aus und fing mit der bloßen Hand einige Flocken auf. Es war etwa null Grad. Ganz gleich wie stark es schneien würde, der Schnee würde nicht liegen bleiben, erst recht nicht bis Weihnachten.

Über die ulica Zbyszka z Bogdańca hatte sich bereits die

Nacht gelegt. Nur hinter ein paar wenigen Fenstern konnte Marcin das bläuliche Flackern von Fernsehern erkennen. Über den meisten Balkongeländern und Gartentoren hingen blinkende bunte Lämpchen – die neueste Mode aus dem Westen. Manche hatten die Nadelbäume in ihren Vorgärten mit Weihnachtsbaumschmuck dekoriert; bestimmt hatten sie so was in irgendeiner amerikanischen Serie gesehen. Marcin selbst war kein bisschen festlich zumute.

Die Straßen waren nass und schmutzig, und der Himmel über ihm glich dem ausgebreiteten Flügel eines schwarzen Vogels. Kein einziger Stern weit und breit – allerdings hatte er in den vergangenen Stunden im Rausch genügend Sterne gesehen, redete er sich ein. Er lief um den Kohlenhaufen herum, den der Nachbar immer noch nicht in den Keller geschafft hatte, und blieb vor der Hausnummer siebzehn stehen: vor dem einzigen Gebäude entlang der ulica Zbyszka z Bogdańca, über dem keine schwarze Wolke schwebte. Überall sonst wurde noch mit Kohle geheizt.

Den alten Schuppen mit Grundstück hatten Marcins Eltern vor Jahren der Gemeinde abgekauft. Den Schuppen hatten sie abgerissen und stattdessen eine regelrechte Hazienda angelegt. Die Kachelöfen, die sie stehen gelassen hatten, dienten ausschließlich der Dekoration. Für Marcin und seinen Zwilingsbruder Wojtek waren es Tresore. Darin bewahrten sie ihre Schätze auf.

Der Vater hatte den Hof gepflastert, die Auffahrt zur Garage mit Beton ausgegossen und um das Haus herum eine Hecke aus Nadelhölzern angepflanzt, die ihnen der Onkel aus Deutschland besorgt hatte.

Marcin schob einen Zweig zur Seite. In der Werkstatt brannte Licht, und augenblicklich war er wieder klar im Kopf. Er klopfte sich den Schmutz von der Jacke und schob den Gitarrenkoffer auf seiner Schulter zurecht. Die Wirkung der Droge

war verfliegen. Niemand würde ihm noch etwas anmerken. Allerdings hatte er mit einem Mal einen Bärenhunger.

Er drückte die Klinke des Gartentors nach unten und schlich so leise wie möglich auf das Haus zu, um nicht bemerkt zu werden. Hoffentlich schlief seine Mutter schon; sie fürchtete er am meisten. Wann immer er in ihrer Reichweite war, suchte sie seinen Blick, checkte die Pupillen. Sie wusste, dass er Drogen nahm, auch wenn sie ihn nie darauf ansprach.

Noch im Gehen zog Marcin seine Daunenjacke aus, damit sie nicht raschelte, während er am Schlafzimmer der Eltern vorbeilief. Er fröstelte leicht in der kalten Winterluft, als er an der Werkstatt mit der Neonaufschrift »Sławomir Staroń – Automechaniker« vorbeimarschierte.

»Dreizehntausendvierhundert Dollar!«, hörte er eine derbe Stimme hinter der Tür. »Nein, knapp vierzehntausend! Kannst du nicht rechnen? Bernstein ist wirklich eine feine Sache ... Waldemar, du magst vielleicht ein passabler Chauffeur sein, aber ein Mathematiker wird aus dir nicht.«

Marcin atmete erleichtert auf. Der Vater hatte Besuch, womöglich Interessenten für den Audi, der seit einer Woche in der Werkstatt stand. Oder für den schwarzen 6er BMW. Was der schluckte! Marcin war ein einziges Mal damit gefahren. Von null auf hundert in nicht einmal sieben Sekunden – ein Traum! Allerdings importierte sein Vater solche Wagen nicht offiziell. Irgendwelche Leute brachten sie vorbei, meistens mitten in der Nacht. Dann werkelte Sławomir Staroń bis zum Morgengrauen daran herum, und wenn Marcin aufstand, war das Auto wieder weg. Ganz gleich wer diese Leute heute Abend waren: Auf keinen Fall durfte er sie stören. Der Vater war beschäftigt – und damit war Marcin auf der sicheren Seite.

Er betrat das Haus, zog im Flur die Schuhe aus und wandte

sich in Richtung Treppe. Er und sein Bruder hatten ihr Zimmer unterm Dach.

»Marysia?«, hörte er plötzlich eine tiefe, angenehme Stimme aus der Küche, dann das Zufallen der Kühlschranktür. »Das Hühnchen in Aspik ist wirklich klasse! Da konnte ich nicht widerstehen.«

Die Stimme kam näher. Marcin war die Treppe schon halb hochgesprungen, schaffte es dann aber doch nicht ganz, ehe ein dicker, glatzköpfiger Mann im Rollstuhl in den Flur fuhr und erfreut rief: »Wojtek?«

Der Junge gähnte, legte behutsam Jacke und Gitarre ab und tat so, als würde er gerade von oben kommen.

»Nein, ich bin's, Marcin. Guten Abend, Onkel«, begrüßte er ihn, artig wie ein kleines Kind. »Ich bin eingeknickt und dann vom Hunger wach geworden.«

»Es ist kaum noch was da, mein Großer. Deine Mutter macht wirklich das weltbeste Hühnchen in Aspik.«

»Schläft sie schon?«

Der Mann zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Und hör auf, mich ›Onkel‹ zu nennen – ich bin Jerzy. Oder nenn mich Elefant, wie alle anderen auch.« Er streckte dem Jungen die Pranke hin. Marcin trat auf den Rollstuhl zu und gab dem Mann die Hand. Sein Griff war eisern.

»Groß bist du geworden!«

»Ja ...«

Marcin trat an den Kühlschrank, angelte mehrere Behälter daraus hervor und stellte sie auf den Tisch. Erst nachdem er den schlimmsten Hunger gestillt hatte, bemerkte er, dass an seiner Schuluniform einer der Ankerknöpfe fehlte. Stumm verfluchte er seinen nächtlichen Ausflug. Seine Mutter würde ihm den Kopf abreißen. Es würde ihm nichts anderes übrig bleiben, als sich Wojteks Jacke auszuleihen. Er zog erst Sakko, dann Krawatte und Hemd aus und streckte auf dem Küchen-

stuhl die Beine aus. Unter dem Schuluniformhemd war ein T-Shirt mit einem Kurt-Cobain-Porträt zum Vorschein gekommen.

Das halblange blonde Haar fiel Marcin ins Gesicht. Vergnügt betrachtete der Elefant den Neffen, und als der Junge sich gerade Nachschlag nehmen wollte, sagte er: »Hau rein, Junge – du hast den richtigen Appetit aufs Leben, wie ich sehe.«

Sie saßen eine Weile schweigend da und aßen. In der Küche war es dämmerig, nur das Kontrolllämpchen der Dunstabzugshaube leuchtete rot.

»Wie können eure Eltern euch eigentlich unterscheiden?«

Neugierig sah der Onkel Marcin ins Gesicht.

»Na ja, wie ... Normal halt.« Marcin zuckte mit den Schultern und nickte auf das Hühnchen hinab. »So was würde Wojtek zum Beispiel niemals anfassen. Er ekelt sich vor Fleisch. Außerdem bin ich der Einzige, der hin und wieder mal den Mund aufmacht. Das vereinfacht die Sache, nehm ich an.«

»In drei Tagen werdet ihr achtzehn. Wer von euch ist gleich wieder der Ältere?«

»Ich. Um eine Minute dreißig. Aber eine Party gibt's erst nach Neujahr. Mama will erst noch zum Elternabend gehen.«

»Gibt's einen über den Schädel?«

Marcin schüttelte erstaunt den Kopf. Er war noch nie geschlagen worden.

»Eigentlich gibt's bloß Probleme in Chemie. Die Mathe-note konnte ich verbessern. Allerdings hat Wojtek die Arbeit für mich geschrieben ... Mathe ist sozusagen sein Hobby.«

Der Elefant lachte.

»Aber du sagst Mama nicht, dass Wojtek mir geholfen hat, oder?«

»Quatsch!« Der Elefant hielt kurz inne. »Dabei wäre Chemie gar nicht so schlecht ... Halt dich da mal ran, ich könnte

in der Firma was für dich organisieren. Wir wollen eine neue Produktion eröffnen, eine Marktnische ...«

Marcin nickte, allerdings eher aus Höflichkeit. Bei allem Respekt, aber mit Chemie würde er sich in diesem Leben nicht mehr beschäftigen.

»Und, hast du eine Freundin?«

Marcin spürte selbst, wie er rot wurde.

»Ha, klar hast du eine!« Der Elefant legte den Kopf schief. »Bestimmt hübsch, was?«

»Und wie!«

»Lass bloß nicht zu, dass sie dich rumkommandiert. Sie muss dich respektieren.«

»Na ja, wir kennen uns noch nicht besonders lange ...« Marcin zögerte. »Eigentlich haben wir uns gerade erst kennengelernt.«

»Aus Frauen wirst du niemals schlau, das sag ich dir. Versuch es gar nicht erst.«

»Okay, Onkel, klar. Ich meine, Jerzy.«

Der Elefant sah ihn nachdenklich an.

»Schön, dass wir uns mal wieder sehen. Eure Mutter hat euch ja regelrecht vor mir versteckt. Komm doch mal bei mir vorbei – bring deinen Bruder mit, lass uns bei Gelegenheit über die Zukunft reden. Ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe. Die Ärzte machen mir nicht mehr viel Hoffnung. Marysia und ihr Jungs seid alles, was von meiner Familie noch übrig ist.«

Der Elefant drückte auf einen Knopf am Rollstuhl, fuhr zum Kühlschrank und holte eine Flasche Essig heraus, schraubte sie auf und schnupperte daran.

»Onkel, du sollst doch nicht so reden«, stammelte Marcin. Er wusste nicht, was er sonst darauf hätte erwidern sollen.

Jerzy rollte zurück, kippte einen ordentlichen Schuss Essig auf das Hühnchen, schnitt ein großes Stück ab und schob es sich in den Mund.

»Eines Tages wirst du mich verstehen – komm erst mal in mein Alter«, erwiderte er. »Wir haben nicht unendlich Zeit. Jeder von uns wird sich früher oder später die Radieschen von unten ansehen.« Er kicherte. »Und? Kommst du mal vorbei?«

Marcin nickte, auch wenn er nicht vollends überzeugt war. Immerhin hatte die Mutter ihnen verboten, Onkel Jerzy zu besuchen. Aber mal sehen, vielleicht machten sie es eines Tages trotzdem.

Der Elefant legte das Besteck zur Seite.

»Bringst du mich in die Werkstatt? Dein Alter hat hier wirklich alles andere als behindertengerecht gebaut ...«

»Jetzt gleich?«

Der Onkel nickte. Marcin sprang sofort auf, auch wenn er mittlerweile müde war. Er würde den Onkel in die Werkstatt bringen und sich dann aufs Ohr hauen. Am Morgen stand eine Mechanikklausur an, und die Note war entscheidend. Er hoffte inständig, dass er erneut mit seinem Bruder würde tauschen können. Wojtek konnte so etwas mit links, und er würde ihm schon aushelfen. Alles eine Frage des Geldes. Für lau machte Wojtek keinen Finger krumm. Von wegen Geschwisterliebe. Bei ihm hatte alles seinen Preis. Das Geld wanderte in eine Dose, die unter Wojteks Bett stand. Im Juni hatte Marcin sich daraus ein kleines Sümmchen »geliehen«, doch der Bruder hatte es gemerkt und schrieb seitdem die Seriennummern der Geldscheine in ein Notizbuch. Zwar hatte Marcin seine Schulden bis zum letzten Groszy abbezahlt, aber Wojtek hatte ihm einen saftigen Zins mit draufgepackt und außerdem verkündet, dass er den Zinssatz im neuen Jahr würde anpassen müssen. »Inflation«, hatte er mit seinem üblichen Pokerface gesagt.

Marcin hatte keine Ahnung, worauf sein Bruder sparte. Mit Wojtek zu reden fiel ihm alles andere als leicht; um ehrlich zu

sein, wusste er kaum etwas über seinen Zwillingbruder. Bestimmt war es irgendwas Praktisches, eine neue Uhr oder ein Motorroller. Wojtek rauchte nicht, trank nicht, war grässlich ordentlich – und es nervte kolossal, dass ihre Eltern und die Lehrer Marcin in einem fort vorhielten, er solle sich an seinem Bruder doch ein Beispiel nehmen. Allerdings konnte man sich auf ihn verlassen, auch wenn man ihn nicht mochte ... Marcin war sich sicher, dass Wojtek die Mechanikarbeit für ihn schreiben würde, ohne ein Wort darüber zu verlieren – da würden sie ihn schon foltern müssen.

Er würde nur dann ablehnen, wenn Marcin ihn nicht dafür bezahlte. Zwar würde Wojtek ihm einen Kredit einräumen, aber seine Dienste waren nicht billig. Dass sie Brüder waren, spielte für ihn keine Rolle. Allerdings war Marcin gerade pleite. Wie gut, dass ihnen schon bald Weihnachtsgeld ins Haus stand. Seit ein paar Jahren brachte der Nikolaus statt Geschenken Umschläge mit Bargeld. Ihr Vater Sławomir war in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen und wollte, dass seine Söhne von klein auf lernten, mit Geld umzugehen. Wojtek hatte das offenbar von Anfang an gekonnt, war überhaupt immer schon die Kopie des Vaters gewesen: ein zuverlässiger, kleinlicher Langweiler. Marcin konnte mit Geld kein bisschen umgehen, wusste aber immerhin, wie man an welches rankam.

»Charmeur«, zog ihn der Vater manchmal auf und fügte dann nicht ohne Spott hinzu: »Du wirst immer irgendein Mädchen finden, das dich aus deinen Schwierigkeiten rettet.«

»Oder ihn in welche bringt«, fügte die Mutter gern hinzu.

Marcin war ihr Liebling, obwohl sie stets beteuerte, beide Söhne gleichermaßen lieb zu haben. Ihr Mann ging mit den Zwillingen eher nüchtern um; seine väterliche Zuneigung war von Strenge und Konsequenz geprägt. Er ließ ihnen nichts durchgehen. Mitunter warf er Marcin vor, er sei ein Mutter-

söhnchen; anfangs hatte der Junge dagegen rebelliert, irgendwann jedoch hatte er gelernt, daraus Profit zu schlagen.

Wie zum Beispiel jetzt gerade: Sein Dealer war hinter ihm her, weil er sich die letzten Pillen auf Kredit geholt hatte und der Zahlungstermin bereits vergangene Woche verstrichen war. In ein paar Tagen würde Marcin von seiner Mutter Geld für die Nachhilfe bekommen. Den Nachhilfelehrer hatte er zuletzt vor einem halben Jahr gesehen. Das Geld investierte er stattdessen in Pillen und Dope. Ein Junkie war er trotzdem nicht – er mochte einfach den veränderten Bewusstseinszustand, wie er es nannte. Die Drogen machten ihn kreativ. Wenn er breit war, fielen ihm die besten Songs ein. Nur schade, dass er dann meistens nicht geistesgegenwärtig genug war, um sie auch aufzuschreiben.

All das wäre an sich kein Problem, wenn sein Dealer Waldemar vor einer Weile nicht vor seiner Schule aufgetaucht wäre und Wojtek für Marcin gehalten hätte. Erst nachdem Wojtek ihm seinen Schülerschein gezeigt und glaubwürdig beteuert hatte, nicht Marcin, sondern dessen Zwillingbruder zu sein, hatte sich der Typ halbwegs beruhigt. Trotzdem hatte Wojtek zahlen müssen. Deshalb hatte Marcin jetzt umso größere Schulden bei seinem Bruder, und die Zinsen wuchsen von Tag zu Tag. Was allerdings dann doch ganz witzig gewesen war: Wojtek hatte bei dieser Gelegenheit von Waldemar erfahren, wie man mit dem Dealen Geld verdienen konnte. Er hatte sich nur deswegen nicht anwerben lassen, weil das Fälschen von Schecks, mit dem er sich über Wasser hielt, letztendlich mehr einbrachte.

»Außerdem ist Dealen das größere Risiko. Man ist draußen unterwegs und hat mit Leuten zu tun«, hatte er Marcin in seiner typisch einschläfernden Art erzählt, währenddessen den Polizeifunk abgehört und dann schon bald wieder das Interesse an seinem Bruder verloren, als über Funk ein Streit zwi-

schen zwei Streifenbeamten ausgebrochen war. Wojtek hatte sich deren Namen und Spitznamen notiert.

Marcin war klar, dass der Bruder Höllenqualen leiden würde, wenn er Kunden bedienen müsste. Konversation zu betreiben lag ihm nicht, er war alles andere als gesellig. Er ging einsam seiner Wege und brauchte niemanden zu seinem Glück. Erstaunlich, dass er überhaupt eine Handvoll Freunde hatte.

Es war tatsächlich Wojtek gewesen, der Marcin eines Tages Nadel vorgestellt hatte. Der Bruder hatte den um ein Jahr jüngeren Berufsschüler als Boten für seine Scheckgeschäfte engagiert. Er selbst hatte nicht riskieren wollen, damit aufgegriffen zu werden. Wojtek zahlte Nadel einen Hungerlohn, aber offenbar war das für den Jungen schon in Ordnung. Er musste aus ziemlich üblen Verhältnissen stammen: Marcin hatte ihn schon öfter gesehen, wie er spätabends durch die Stadt gestreift war. Hin und wieder hatte er ihm ein bisschen was von seinem Gras abgegeben.

Marcin wusste, dass Nadel ihn als Musiker bewunderte; er selbst war weder an der Zuneigung des Jungen noch an den Geschäften seines Bruders interessiert – obwohl er seinen Zwilling insgeheim um dessen zahlreiche Begabungen beneidete und jedes Mal schier explodierte, wenn ihr Vater davon faselte, welch großartiger Geschäftsmann Wojtek eines Tages werden würde.

»Und du, du wirst als Obdachloser enden«, hatte er seinem anderen Sohn prophezeit. »Es sei denn, dein Bruder erbarmt sich und stellt dich in seinem Unternehmen ein.«

Genau deshalb sah man die Zwillinge auch nur selten zusammen. Sie sahen einander ähnlich wie Klone; die Leute verwechselten sie andauernd. Doch auch wenn sie das miteinander irritierte – sie wussten es doch clever einzusetzen. Vor allem in der Kirche: Der Charmeur Marcin zog die Aufmerk-

samkeit der Gottesdienstbesucher auf sich, und Wojtek räumte das Geld vom Kollektenteller ab. Nach der Messe machten sie dann halbe-halbe, auch wenn Wojtek in Anbetracht von Marcins Schulden meist die gesamten Einnahmen einsackte.

Als der Elefant sah, dass sein Neffe sofort aufgesprungen war, ließ er sich bequem in seinen Rollstuhl zurückfallen, sodass die Lehne quietschte. Dann hob er sein lebloses Bein auf die Stütze. Mit dem anderen ging es nicht ganz so leicht; da musste Marcin mit anpacken.

»Ach, gib mir doch noch ein bisschen was von dem Gemüsesalat mit«, bat der Onkel. »Der Geschmack meiner Kindheit, Junge!«

Als Marcin erneut an den Kühlschrank trat, fischte der Mann die Lederbörse aus der Innentasche seines Jacketts; sie war abgewetzt, mit eingerissenen Kanten, kaputtem Reißverschluss – und zum Bersten voll mit Geldscheinen.

Als Marcin sich wieder zu ihm umdrehte, blieb er mit der Salatschüssel in der Hand wie angewurzelt stehen. Der Elefant leckte sich kurz über die Fingerkuppen und zog dann erst einen, dann weitere vier Geldscheine heraus und schob dem Jungen ganze fünfhundert Dollar zu. Marcin spürte, wie Hitze in ihm aufstieg und sich ihm die Kehle zuschnürte.

»Onkel, ich ...«

»Doch, doch, nimm! Und gib deinem Bruder was davon ab. Am besten die Hälfte.«

Der Elefant grinste. Kurz hatte Marcin den Eindruck, als würde der Mund des Onkels von einem Ohr zum anderen reichen. Dem Charme des hässlichen alten Kauzes konnte man sich einfach nicht entziehen.

»Nimm schon, als Geschenk zum Achtzehnten. Nur gib es nicht für Drogen aus! Das ist das Einzige, was ich nicht durch-

gehen lasse.« Er hob zur Warnung den Zeigefinger. »Und kein Wort zu deinem Vater oder zu deiner Mutter – sonst musst du es am Ende zurückgeben.«

Marcin rollte seinen Onkel hinaus. Sie hatten in der Küche heilloses Chaos hinterlassen, und Marcin nahm sich vor, gleich noch ein bisschen aufzuräumen – wenigstens das wollte er seiner Mutter ersparen. Er war sich sicher, dass sie noch nicht schlief. Bestimmt wollte sie warten, bis die Gäste gegangen waren, oder hatte aus irgendeinem anderen Grund das Schlafzimmer nicht verlassen.

Maria sprach seit Jahren nicht mehr mit ihrem Bruder. Er sei in zwielichtige Geschäfte verwickelt, behauptete sie, und der familieneigene Juwelierladen sei bloß ein Deckmäntelchen für seine üblen Machenschaften. Wenn es stimmte, was sie sagte, dann hatte Jerzy das Familienunternehmen zugrunde gerichtet. Hätte sie sich mit Juwelierarbeit und mit Bernstein ausgekannt, hätte sie das Geschäft übernommen. Nur hatten in ihrer Familie die Frauen keine Ausbildung genießen dürfen. Stattdessen hatten sie gut geheiratet, Kinder bekommen und sich um Heim und Herd gekümmert. So war das Leben sämtlicher Popławski-Schwestern verlaufen. Eine von ihnen lebte seit Jahren in Deutschland – sie hatte zu Zeiten des kommunistischen Regimes hin und wieder Päckchen mit Lebensmitteln, Kleidung und Reinigungsmitteln geschickt.

Früher hatte Maria sich redlich Mühe gegeben, zu ihrem Bruder Kontakt zu halten. Sie hatte gehofft, er würde sich irgendwann ändern und auf den rechten Weg zurückkehren, doch irgendwann hatte sie die Hoffnung aufgegeben. All ihre Bemühungen hatten ja doch nur zur Folge gehabt, dass er mit Sławomir einen neuen Sklaven rekrutiert hatte – denn so nannte Maria die Rolle des Automechanikers in der Organi-

sation. Als sie erfahren hatte, dass ihr Mann im Auftrag des Elefanten unterwegs gewesen war, um auf dem Gelände einer neu eröffneten Raffinerie Erdöl abzuzweigen, und später dann überdies losgezogen war, um in den Wäldern illegal Bernstein zu fördern, hatte sie ihm sogar mit der Scheidung gedroht. Sie hatte Sławomir ausdrücklich verboten, sich weiter mit der »Bernsteinmafia« abzugeben, wie die Clique des Elefanten von der Polizei genannt wurde, und hatte sich gegenüber seinen Argumenten taub gestellt, dass das kostbare Mineral allen, nicht nur dem Staat gehöre. Maria war sich im Klaren darüber gewesen, dass er gerade Wort für Wort Jerzys Argumente wiederholte.

Marcin war davon überzeugt, dass seine Mutter genau wusste, welche Rolle ihr Mann in der Organisation des Elefanten spielte. Aus irgendeinem Grund drückte sie mittlerweile allerdings ein Auge zu, und beide taten so, als wäre nichts – so war es wohl am einfachsten. Womöglich hatte sie gespürt, dass sie keine Wahl hatte, und ihren Mann am Ende einfach machen lassen. Außerdem wusste sie den Komfort, den das Geld mit sich brachte, durchaus zu schätzen.

Erst in der vergangenen Woche hatte sie sich einen neuen Silberfuchs beim Kürschner bestellt.

Marcin indes wollte doch bloß seinen Spaß haben. Er wollte sich keine Gedanken darüber machen müssen, was mit seiner Familie passierte, wenn irgendwer jemals genauer hinsähe. Er wollte ein schönes Leben haben, Gitarre spielen und ein nettes Mädchen kennenlernen. Sein Onkel hatte ihm immer schon gewaltig imponiert. Als er noch klein war, hatten seine Eltern immer Schauergeschichten von Onkel Jerzy erzählt: wie böse und unberechenbar er sei. Und genau so galt er in der ganzen Stadt. Für die beiden Brüder war er allerdings immer nur der behinderte, mitleiderregende, hässliche Kauz mit den abstehenden Elefantenoehren gewesen. Das hatte ihm

auch seinen Spitznamen eingebracht. Und obwohl jeder in Danzig wusste, was der Juwelier in Wahrheit trieb, hatte ihm nie jemand etwas nachweisen können. Der Elefant war einfach immer allen entschlüpft. Mal ums Mal waren Leute aus seiner Organisation im Knast gelandet, doch Jerzy selbst schien stets eine weiße Weste gehabt zu haben. Zumindest nach außen hin.

»Nicht klopfen! Ich will wissen, wie wachsam sie sind«, erklärte der Onkel leise und rief dann ohne Vorwarnung: »Überraschung!« Im selben Moment riss Marcin die Garagentür auf.

Drei Männer sprangen von ihren Stühlen auf. Einer von ihnen, ein Glatzkopf in Jogginganzug und mit einer schweren Goldkette um den Hals, griff sofort an seine Hosentasche.

»Bully, du dämlicher Affe, das ist doch nur ein Kind!«, krächzte der Elefant und lachte.

Paweł Bławicki, Bully genannt, gab einem kleinen, dicken Typen in einem bunt gemusterten Pullover ein Zeichen, woraufhin der begann, irgendwelche Gegenstände in eine Sporttasche zu werfen.

»Scheiße, verdammt!«, brüllte er auf Russisch, als ihm eine Pistole aus der Tasche rutschte.

Die Männer fingen an, einander anzuschreien, doch Marcin hörte nicht einmal mehr hin. Wie hypnotisiert starrte er einen orangefarbenen Lamborghini mit deutschem Kennzeichen an. Die Motorhaube des Wagens war eingedrückt, rechts baumelte der Scheinwerfer an Kabeln, und statt der Frontscheibe war Plastikfolie eingesetzt worden. Doch die Schäden ließen Marcin kalt. Er hatte auf einen Blick erkannt, was für ein Schmuckstück er da vor sich hatte. Bisher hatte sein Vater nur ein einziges Mal so einen Wagen in der Werkstatt gehabt – aber da hatte Marcin ihn nicht anfassen, geschweige denn fahren dürfen. Diesmal, schwor er sich, würde

er alles tun, um einmal hinter dem Steuer dieser Rakete zu sitzen.

Erst als er sich wieder halbwegs eingekriegt hatte, warf er einen Blick auf den von einer Lampe beleuchteten Drehseltisch, um den die Gäste gerade noch gegessen hatten. Darauf lagen ungeschliffene Brocken Bernstein – einer so groß wie ein halber Laib Brot – und daneben bogenweise nicht zugeschnittenes Falschgeld: Dollar und Rubel. Sein Vater versuchte noch, Marcin den Blick zu versperren, doch es war bereits zu spät. Er lief rot an, und auf der Stirn pulsierte eine Vene.

»Marcin, sofort in dein Zimmer!«

Der Elefant hob eine Hand.

»Er kann bleiben, wenn er will. Er ist erwachsen.«

Marcin hatte seinen Vater noch nie so wütend erlebt.

»Erst in drei Tagen! Dann kann er selbst entscheiden.«

Der Vater und der Elefant starrten einander für einen Moment an, bis der Invalide zu guter Letzt den Kopf senkte. Er fuhr zum Werkzeugschrank, vor dem ein halb voller Kasten Wodka stand, zog eine Flasche heraus, schlug kurz gegen den Boden, schraubte sie auf und goss eine Handvoll Gläser ein. Sie waren zwar nicht sauber, doch das schien niemanden zu stören. Jeder bekam eins – nur Sławomir und ein untersetzter Dunkelhaariger in einem hellen Sakko nicht. Obwohl er schick angezogen und gepflegt aussah wie ein italienisches Model, schien ihm die Dummheit regelrecht ins Gesicht geschrieben. Er war ein paar Jahre älter als Marcin, aber einen Kopf kleiner.

»Du kriegst nichts, Waldemar. Umso mehr bleibt für uns übrig. Wenigstens dafür bist du zu gebrauchen«, gluckste der Elefant.

Der Mann im Sakko schluckte die Beleidigung ohne Widerworte hinunter.

»Sie wissen doch, Chef, dass mein Arzt mir das sowieso verboten hat«, erwiderte er nur, woraufhin alle lachten.

Er warf Marcin einen Blick zu und verzog den Mund zu einem halben Grinsen. Er hatte dem jungen Staroń regelmäßig Marihuana und Acid verkauft, manchmal sogar stärkere Sachen, ließ sich hier vor den anderen jedoch nichts anmerken.

»Ich fahre gerne – das ist das Einzige, was ich gut kann«, fuhr er dann fort. »Und ich fahre besser als jeder andere.«

»Das stimmt nicht, Kleiner – noch besser kannst du Weiber aufreißen. Und sie werden immer jünger. Das hast du von mir.« Der Elefant prostete in die Runde und leerte sein Glas in einem Zug.

»Einen feinen Sohn hast du«, wandte er sich wieder an seinen Schwager. »Er wird es noch weit bringen.«

»Hoffentlich nicht so weit wie deine Söhne«, gab Sławomir bissig zurück.

Die Stille, die daraufhin einsetzte, hätte man fast mit dem Messer zerschneiden können. Niemand traute sich, etwas zu sagen, ehe der Boss selbst auf die Attacke reagierte. Doch der saß bloß eine gefühlte Ewigkeit reglos und schweigend da.

Drei Jahre zuvor waren Jerzy Popławskis Frau und beide Söhne ums Leben gekommen. Ihr Auto war explodiert, kaum dass der Elefant den Motor angelassen hatte. Angeblich war es ein Anschlag gewesen, doch es waren nirgends Spuren von Sprengstoff gefunden worden. Die offizielle Erklärung hatte gelautet: Fehlfunktion der Zündung. Seitdem saß Jerzy im Rollstuhl. Er war von der Taille abwärts gelähmt und litt seit jenem Tag an posttraumatischer Epilepsie. Nur deswegen war ihm das Gefängnis erspart geblieben, obwohl er wegen Bildung einer kriminellen Vereinigung angeklagt worden war. Allerdings hatte ein gewiefter Arzt ihm ein Attest ausgestellt, das besagte, dass Jerzy Popławski weder in Untersuchungs-

haft einsitzen noch beim Prozess anwesend sein dürfe. Monate später war das Verfahren aus Mangel an Beweisen eingestellt worden.

Der Elefant hatte einen jungen Fahrer eingestellt, Waldemar, der von da an immer als Erstes in den Wagen steigen und den Motor noch bei offener Tür anlassen musste, während Popławski in sicherer Entfernung wartete. Nicht selten witzelte er, er zahle eigens einen dressierten Hund, um selbst nicht in Stücke gerissen zu werden.

Er bedachte Marcins Vater aus halb geschlossenen Augen mit einem langen Blick und grinste schief.

»Beim nächsten Mal, wenn du dir so was erlaubst, Schwager, schlepp ich dich in den Wald. Reiß die Fresse nie wieder so weit auf!«

Doch Staroń hatte nicht vor zurückzurudern. »Die Wahrheit tut weh, nicht wahr?« Dann kletterte er in die Grube, um weiter an dem orangefarbenen Lamborghini zu schrauben.

Der Elefant presste die Lippen zusammen.

»Du hast Glück, dass wir verwandt sind. Aber auch deine Zeit wird kommen.«

Die anderen schwiegen. Die Luft sirrte regelrecht vor Spannung.

»Kennt ihr den?«, ergriff Bully schließlich das Wort, um von dem schwelenden Konflikt abzulenken. »Ein Kumpel fragt den anderen: Was ist denn bitte schön passiert, dass dich deine Alte heute in die Kneipe gelassen hat? – Ich hab ihr ein bisschen Schaum in die Wanne gelassen. – Badeschaum? – Nee, Bauschaum.«

Der Elefant brüllte vor Lachen, und die anderen stimmten mit ein. Die Erleichterung der Männer war förmlich greifbar.

Marcin sah zu dem Lamborghini hinüber. »Geiles Teil ... Was ist das für ein Motor?«

»Egal, der wird sowieso umgebaut. Hast du schon ein eigenes Auto?«

Der Junge schüttelte den Kopf.

»Hättest du gern eins?«

Ein Lächeln breitete sich auf Marcins Gesicht aus.

»So eins vielleicht? Könntest damit Mädels rumkutschieren.« Die Perspektive war verlockend, doch der Onkel machte sie sofort zunichte. »Es ist sein Auto«, meinte der Elefant und nickte hinüber zu Waldemar. »Würd dein Alter dich lieb haben, würd er dir genau so einen Wagen schenken. Aber wie auch immer. Dein lieber Onkel wird schon dafür sorgen, dass Waldemar dir seinen Lamborghini leiht. Aber erst in einer Woche, wegen der Reparaturen. Auch wenn dein Herr Papa ein Spießier ist – er ist und bleibt der beste Schrauber in der ganzen Stadt. Nur müssen wir das Schätzchen erst noch offiziell anmelden, damit es keinen unnötigen Ärger gibt.«

Dann befahl er Waldemar, ihm Papiere und Autoschlüssel auszuhändigen. Marcin wollte schon protestieren, doch erneut hielt ihn der Onkel zurück.

»Wenn du willst, nimm deine Freundin am Freitag mit auf eine kleine Spritztour durch Danzig. Mach dir mal keine Gedanken wegen des Führerscheins – ich sag jemandem bei der Polizei Bescheid. Allerdings musst du im Stadtbereich bleiben, verstanden?«

Wenn Blicke töten könnten, wäre Marcin im selben Moment tot umgefallen, so scharf sah Waldemar ihn mit seinen blitzblauen Augen an.

»Wenn ich auch nur einen einzigen Kratzer sehe, bist du dran«, zischte er und marschierte raus zum Rauchen.

Amüsiert hatte der Elefant die Szene mit angesehen.

»Aus dir wird noch mal etwas, lieber Neffe. Du isst ja gerne – und Menschen, die gern essen, haben auch einen großen Appetit aufs Leben.«

Dann rief er den muskelbepackten Glatzkopf mit der Halskette zu sich, flüsterte ihm etwas ins Ohr, und Bully nickte.

»So, jetzt reicht's allmählich.« Sławomirs Kopf war an der Kante zur Grube aufgetaucht. »Der Junge muss morgen in die Schule. Ihr hattet euren Spaß.«

»Entspann dich, Staroń!« Dann wandte sich der Invalide lachend an Marcin: »Geh schlafen, Kleiner. Und wenn die Bullen dich rauswinken, rufst du nicht deinen Papa, sondern diesen Herrn hier an.« Er nickte hinüber zu Bully. »Der gute Herr Bławicki boxt dich aus jeder blöden Lage raus. Das ist mein Mann! Und du bist mein Neffe – mein Fleisch und Blut!«

Marcins Vater kletterte aus der Grube.

»Wo wollt ihr ihn reinreiten?«

»Geh nur«, sagte der Onkel ungerührt. »Das Sandmännchen ruft.«

Als Marcin die Tür hinter sich zuzog, konnte er hören, wie sein Vater und der Onkel miteinander stritten, aber es war ihm egal. Mit einem Mal kam ihm der Tag wie der glücklichste seines gesamten Lebens vor. Er war noch zu jung, um zu begreifen, dass er gerade einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hatte. So großes Glück war nun einmal nicht umsonst.

Er träumte von einem Elefanten, der am Strand von Heubude tot im Sand lag. Würmer hatten sich in dem Kadaver breitgemacht, und darüber kreisten Möwen. Die Strandbesucher bedachten ihn mit keinem Blick, legten achtlos ihre Handtücher aus, stellten Liegestühle und Sonnenschirme neben ihm auf. Der Eismann kam, platzierte sich mit seinem Wagen direkt neben dem toten Vieh und bemerkte nicht einmal, dass Schmeißfliegen in seine Eisbehälter krochen, während die Kinder vor seinem Wagen Schlange standen. Er verkaufte beinahe die gesamte Ware und zog dann ein Stück weiter.

Erst da bemerkte Marcin das dunkelhaarige Mädchen, das

ihm schon im Duschaum aufgefallen war. Sie stand bis zur Taille im Wasser, lief tiefer hinein, versank darin nach einer Weile bis zum Hals. Marcin spurtete los, hielt auf sie Kurs – doch die Wellen waren zu hoch. Er rief nach ihr, aber sie hörte ihn nicht. Dann verschwand sie unter Wasser.

Und mit einem Mal war auch der Elefant verschwunden. Am Strand waren nur mehr die Sonnenanbeter und der Eismann zurückgeblieben, der seine Ware feilbot.

Marcin wachte schweißgebadet auf und sprang sofort aus dem Bett. Er hatte verschlafen – wie so oft – und zog sich eilig an. Das Bett seines Bruders war wie immer vorbildlich gemacht. Marcins Schuluniform hing über dem Kleiderhaken am Spiegel, das frisch gewaschene Hemd war ordentlich gebügelt. Offenbar hatte die Mutter ihnen noch in der vergangenen Nacht die Klamotten hochgebracht. Der Knopf fehlte noch immer.

Er schob die Erinnerung an den Albtraum beiseite und stellte sich vor, wie er Monika mit dem orangefarbenen Lamborghini beeindrucken würde. Zudem hatte er fünfhundert Dollar in der Tasche – die würde er in einer Wechselstube umtauschen und endlich seine Schulden bei Waldemar begleichen. In Danzig wusste selbst der letzte Junkie, dass dieser Lackaffe nun mal den besten Stoff hatte. Wer offenbar nicht wusste, welcher Nebentätigkeit sein Fahrer nachging, war Jerzy Popławski. Marcin fand das sogar halbwegs amüsant.

Noch ehe er zur Schule aufbrach, holte er Przemeks Waffenattrappe hervor und lackierte das Holz. Er hatte sich für Schwarz entschieden, Chrom wäre zu sehr aufgefallen. Dann legte er die Holzpistole zum Trocknen beiseite. Sie sah täuschend echt aus, wie die Waffe eines echten Geheimagenten. Er konnte es kaum erwarten, sie Przemek zu überreichen.

Auf der Treppe kehrte er noch einmal um, lief zurück ins Zimmer und versteckte die Waffe im Kachelofen hinter Wojteks

Bett. Hier würde ihr Vater sie nicht finden. Sonst hätte er womöglich angenommen, dass Marcin sich heimlich der Organisation des Elefanten angeschlossen hätte. Bei Wojtek, dem Mustersöhnchen, würde er gar nicht erst auf die Idee kommen, nach etwas Illegalem zu suchen.

Monika Mazurkiewicz packte die Bücher der Größe nach in ihre Schultasche, daneben das Mäppchen, die Tüte mit den Frühstücksbrotten, Mädchenkram. Der Erdkundelehrer hatte gerade noch irgendetwas ins Klassenbuch geschrieben, dann war sein Blick über die Brille hinweg zu dem Mädchen gewandert. Als Monika sich vorbeugte, rutschte ihr Rock ein Stück nach oben. Er schlug die Augen nieder.

»Wiedersehen«, rief Monika und wandte sich zum Gehen.

Die kleine Mazurkiewicz ging meistens als Letzte. Während der Tests und Klassenarbeiten beobachtete er sie immer: Sie überlegte lange, ehe sie auch nur ein einziges Wort zu Papier brachte. Sie lutschte an ihrem Bleistift, spielte mit den Haarspitzen, biss sich auf die Lippen. Ihre Handschrift hätte er unter Tausenden wiedererkannt – diese runden Buchstaben, das volle »a«, das »g« mit der fantasievollen Schleife. Monika Mazurkiewicz kam ihm deutlich reifer vor als sechzehn, keine Ahnung, warum. Nie hatte sie es eilig, sie war keine Streberin, saß in der letzten Reihe und sah manchmal die ganze Stunde über aus dem Fenster. Anfangs hatte er gedacht, sie würde nicht aufpassen, aber wann immer er sie aufrief, konnte sie ausführlich Antwort geben. Sie sprach zwar langsam, beinahe phlegmatisch, doch ihre Antworten waren korrekt, wenn auch nicht jedes Mal brilliant.

Manche Lehrer hielten Monika für dummlich, aber der Erdkundelehrer wusste, dass sie einfach jemand war, an den man schwer herankam. Sie lebte in ihrer eigenen Welt, wie hinter

einer Glasscheibe, doch dumm war sie keineswegs. Im Gegensatz zu ihren zahlreichen Geschwistern, den Brüdern vor allem.

»Monika – auf ein Wort?«, rief er ihr nach.

Sie kam zurück, atmete schnell, war offenbar nervös. Stumm sah sie ihn an.

»Ich würde gerne ...«, hob er an und wusste dann auf einmal nicht mehr, wie er fortfahren sollte. Er hatte nicht darüber nachgedacht, es war einfach ein Impuls gewesen. Winzige Brüste zeichneten sich unter ihrem Oberteil ab. Er räusperte sich und fuhr fort: »Es geht um Arek. In der Schule läuft es nicht besonders gut für ihn ... Könntest du ihm vielleicht helfen? Ihr seid sechs Kinder, oder?«

»Sieben«, korrigierte sie ihn. »Mein ältester Bruder, Przemek, ist allerdings schon auf der Schifffahrtsschule.«

»Ach ja, jetzt erinnere ich mich wieder ... Ich hab ihn damals in der Grundschule unterrichtet.« Er sah den muskelbepackten Jungen mit dem Spatzenhirn noch immer vor sich. Unwillkürlich fragte er sich, wie Przemek es auf eine so renommierte, traditionsreiche Bildungsstätte wie das Conradinum geschafft hatte. Damals hatte er ihn nur aus Mitleid in die nächsthöhere Klassenstufe versetzt, ähnlich wie Arek heute. »Hilf Arek, wenn du kannst, lies mit ihm Texte, macht gemeinsam seine Hausaufgaben, frag ihn ab. Eure Mutter hat sicher viel zu tun – du solltest sie entlasten.«

»Ich kann's versuchen.«

Sie klang erschöpft.

»Du weißt wahrscheinlich, dass Areks Versetzung gefährdet ist. Wenn es auf Dauer nicht besser wird, muss er die Klasse wiederholen. Ich sag es lieber dir, bevor ich deine Eltern herbestelle. Ich verstehe natürlich, dass sie sich keine Nachhilfestunden leisten können. Aber wenn es irgendwelche Probleme geben sollte, egal welcher Art« – er räusperte sich wieder –, »wende dich an mich, ja? Jederzeit.«

Er spürte, wie seine Ohren heiß wurden, und schob sich die Brille auf der Nase zurecht. Das Mädchen hatte seine Anspielung offenbar nicht verstanden, starrte ihn lediglich verwirrt an.

»Kann ich jetzt gehen?«

Mit rundem Rücken marschierte sie davon. Der Mann blickte ihr nach, bis sie hinter der Tür verschwand. Dann stand er auf, trat ans Fenster und sah auf den Schulhof hinab. In wenigen Minuten müsste sie unten ankommen. Erdkunde war ihre letzte Stunde gewesen.

Sein Blick fiel auf einen Sportwagen, der gegenüber der Schule parkte. Er war orange und stank förmlich nach Illegalität. Als Monika das Schultor erreichte, schob der Fahrer die Tür auf und lief ihr entgegen. Der Lehrer kniff die Augen zusammen – er kannte diesen Typen. Er hatte ihn vor Jahren unterrichtet. Einer der Staroń-Zwillinge – Söhne dieses Automechanikers ...

Monika wollte zunächst wortlos an dem blonden Jungen vorbeigehen, doch der packte sie am Arm und hielt sie auf. Sie sah ihm streng ins Gesicht, und er ließ los. Fasziniert beobachtete der Erdkundelehrer die beiden und fragte sich, was sie wohl verband. Zumindest sahen sie nicht wie ein Pärchen aus.

Sie unterhielten sich eine Weile, dann öffnete der Junge die Beifahrertür, und Monika stieg ein. Der Motor dröhnte auf, und dann verschwand das Auto um die Ecke. Eifersucht loderte in dem Mann auf. Ob wegen des Autos oder wegen des Mädchens, war ihm nicht klar. Irgendwann war auch er jung gewesen, hatte Träume gehabt. Allerdings hatte er keinen Vater gehabt, der mit kriminellen Banden zusammenarbeitete und gestohlene Autos frisierte.

Monika faltete die Hände und presste die knochigen Knie fest zusammen. Zwischen ihren Schenkeln bildete sich ein halbmondförmiger Spalt. Marcin überlegte fieberhaft, wie er das Gespräch eröffnen sollte, doch vor allem war er darauf konzentriert, den Lamborghini auf der Spur zu halten. Gleichzeitig produzierte er sich vor dem Mädchen, drückte wahllos Knöpfe auf dem Armaturenbrett, drehte am Lautstärkereglern des Radios und schaltete versehentlich die Sitzheizung ein. Monika musste die Wärme gespürt haben, enthielt sich aber jeden Kommentars. Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander.

»Wohin fahren wir überhaupt?«, fragte sie schließlich.

»Das ist eine Überraschung.«

»Ich mag keine Überraschungen.«

»Genauso siehst du auch aus.«

»Hast du überhaupt einen Führerschein?«, wollte sie wissen.

Um seine Nervosität zu kaschieren, lachte er nur.

»Bist du immer so?«, gab er zurück.

»Wie denn?«

»Ich weiß nicht. So ... stachelig, so sperrig.«

Sie sah ihn von der Seite an.

»Der Wagen ist von meinem Onkel, mach dir also keine Gedanken. Ich hab ihn mir geliehen, nicht gestohlen.«

Er bog von der Hauptstraße auf eine schmale, asphaltierte Seitenstraße ab, die parallel zu den Bahngleisen verlief. Jenseits davon tauchte der Wald vor ihnen auf wie eine grüne Wand.

»Ich weiß, wohin du mich bringst. Nach Heubude, zum Strand«, verkündete sie. »Das ist *unser* Strand!«

»Euer Strand?«

»Ja, unser Familienstrand! Dort haben meine Eltern sich kennengelernt. Przemek hat dich dort hingebacht, nicht wahr? Aber bestimmt hat er dir nicht von ihrer Romanze erzählt.« Zum ersten Mal lächelte sie, ein aufrichtiges, offenes Lächeln. »Als Papa aus dem Wasser auftauchte, hat Mama sich auf den ersten Blick in ihn verliebt. Aus dieser Liebe sind sieben Kinder entstanden: Przemek, Arek, ich und unsere vier Schwestern.«

»Das werden wir unseren Kindern auch erzählen – dass wir uns am Strand von Heubude kennengelernt haben. Obwohl es eigentlich ja genau umgekehrt war: Du bist aus dem Wasser aufgetaucht, und ich ...« Marcin grinste verlegen. »Du hast mich neulich gesehen, oder?«

Sie wurde rot. Verlegen sah sie gleich noch süßer aus.

»Aber ich will gar keine Kinder.«

»Ich eigentlich auch nicht.« Kinder zu haben kam ihm noch abstrakter vor als sterben.

»Ich weiß genau, was du im Sinn hast«, sagte sie unvermittelt. »Komm nie wieder an meine Schule!«

»Werde ich schon nicht.«

Wojtek – er musste sich vor ihrer Schule herumgetrieben haben. Das würde später Dresche geben, das war mal sicher. Nur konnte er sich überhaupt nicht daran erinnern, dem Bruder von Monika erzählt zu haben. Woher hatte er es also gewusst? Przemek hatte ihm sicher nichts gesagt.

»Fahr mich jetzt zurück«, bat Monika.

Er gab Gas, der Motor heulte auf.

»Halt sofort an!«

Sie hatte die Stimme nicht einmal gehoben, doch ihr Tonfall war so unmissverständlich, dass er sofort auf die Bremse

stieg. Die Reifen quietschten, und nur mit Mühe bekam er den Wagen unter Kontrolle. Hektisch lenkte er auf einen Waldweg, dann starb der Motor ab.

»Es sind nur noch ein paar Minuten, bis wir da sind«, versuchte Marcin, das Mädchen zu überzeugen, gab dann aber auf.

Sie hatte ja recht. Er wollte ohnehin nur das eine. Es war das Erste gewesen, woran er heute früh gedacht hatte. Allerdings war es jetzt anders; er spürte, dass ihm wirklich etwas an ihr lag, dass er sie mochte. Sie imponierte ihm – die Ruhe, diese innere Kraft. Er wünschte sich, mit Monika zusammen zu sein. Allerdings war ihm klar, dass er ihr das nicht würde sagen können. Sie würde es ihm ohnehin nicht glauben. Gerade erst wenige Tage zuvor hatte er sie erstmals zu Gesicht bekommen, er hatte sie dort in der Umkleide nackt gesehen – und heute wollte er ihr ewige Liebe schwören? Das würde peinlich klingen. Dumm gelaufen, dachte Marcin.

»Ich werd dir nichts tun«, stammelte er unbeholfen.

Monika schnaubte verächtlich, und dann starrte sie eine Weile vor sich hin.

Sie hatte das perfekt symmetrische Gesicht einer Puppe. Er betrachtete ihre halb geöffneten Lippen und die langen, ungetuschten Wimpern. Dann drehte er den Zündschlüssel im Schloss herum. Der Motor sprang augenblicklich an, grollte gleichmäßig und rhythmisch, und dieser Rhythmus gab Marcin neuen Mut. Er versuchte zu wenden, bemerkte aber erst im letzten Moment einen Lkw, der sich in hohem Tempo näherte. Der Fahrer hupte, und Marcin schaffte es in letzter Sekunde, das Auto herumzureißen. Für einen Augenblick stand er förmlich unter Schock, fragte sich, was geschehen wäre, wenn sie gerade einen Unfall gehabt hätten. Er hatte allen Ernstes Angst um Monika – und sie musste das gespürt haben. Denn im nächsten Moment drehte sie sich zu ihm um und sah ihm sanft ins Gesicht.

»Ich hab keine Angst«, sagte sie ganz ruhig. »Vor nichts und niemandem.«

Wieder saßen sie schweigend nebeneinander. Marcin hätte in diesem Moment alles für einen Joint gegeben, aber er traute sich nicht, sich vor dem Mädchen einen zu drehen.

Dann fragte sie in schärferem Ton: »Fährst du mich jetzt nach Hause, oder muss ich trampeln?«

»Wir fahren gleich los«, erwiderte er. »Gib mir nur noch eine Minute.«

Das Mädchen drehte sich wieder zum Fenster und schien leicht in sich zusammenzusinken.

»Die Minute ist um«, sagte sie nach einer Weile. Dann schüttelte sie den Kopf und lachte auf. »Du bist echt sonderbar.«

Marcin sollte sich später nicht mehr daran erinnern können, warum er es getan hatte. Wären sie direkt losgefahren, wäre es niemals so weit gekommen. Alles wäre anders verlaufen – nicht nur sein Leben, sondern auch das vieler anderer Menschen.

Doch in diesem Augenblick hatte er nur noch einen Gedanken: dass er das Leben auskosten wollte. Er durfte diese einmalige Gelegenheit nicht verstreichen lassen. Der Elefant hatte recht gehabt – er liebte das Leben, hatte einen wilden Appetit darauf. Er saß in dieser unfassbar geilen Karre – wie irgend so ein reicher Typ –, hatte ein tolles Mädchen neben sich – was hatte er denn zu verlieren? Er streckte die Hand aus und berührte den Ringfinger ihrer linken Hand. Sie sah ihn nicht mal an, sondern blieb reglos sitzen. Dann berührte er die restlichen Finger, griff danach. Ihre Haut war unfassbar zart, die Finger lang und schlank.

»Mein Vater findet es nicht gut, dass Przemek mit dir befreundet ist«, sagte sie leise, machte sich aber nicht von ihm los.

Marcin runzelte die Stirn, wartete auf eine Fortsetzung.

»Er sagt, dass du ein Junkie bist und der Sohn eines Verbrechers. Stimmt das?«

Sie sah ihn von der Seite an, als wollte sie überprüfen, ob er sich provozieren ließe. Statt zu antworten, gab er ihr einen Kuss. Er hatte den Verdacht, dass sie ganz und gar jungfräulich war – dass sie zuvor nicht mal geküsst hatte. Der Gedanke, dass er ihr erster Mann sein könnte, gefiel ihm außerordentlich. Mit der Zungenspitze berührte er ihre zusammengesprengten Lippen, hielt sich dann aber zurück, um nicht zu weit zu gehen. Sie saß bloß da, mit geschlossenen Augen. Als er die Hand hob, um ihr übers Gesicht zu streicheln, rutschte sie ein Stück von ihm weg.

»Meine Eltern suchen bestimmt schon nach mir«, sagte sie und entzog ihm die Hand.

»Ich bin kein Junkie. Und kein Verbrecher«, versicherte er ihr. »Und ich werd mir alle Mühe geben, dass dein Vater seine Meinung über mich ändert. Erst dann frag ich dich nach einem Date. Aber jetzt bring ich dich erst einmal nach Hause. Willst du mich denn wiedersehen?«

»Mein Vater wird es nicht erlauben. Er meint, dass ich erst achtzehn sein muss, bevor wir das Thema Jungs überhaupt anschneiden.«

»Ich kann warten«, verkündete Marcin feierlich. »Wenn ich dich nicht haben kann, will ich auch kein anderes Mädchen.«

»Du bist echt sonderbar«, wiederholte sie, diesmal allerdings mit einem Kichern.

Im Radio lief »Seide« von Róż Europy.

»Ich liebe dieses Lied«, flüsterte Monika.

»Ab heute werd ich dabei immer an dich denken«, gab er selig zurück.

Im nächsten Augenblick wurden sie von einem Klopfen an der Windschutzscheibe unterbrochen. Draußen stand ein

uniformierter Polizist. Marcin ließ das Fenster runter, verwundert, dass er nicht gehört hatte, wie der Streifenwagen sich nähert hatte.

»Sergeant Robert Duchnowski, Kommissariat Danzig 22«, stellte der Mann sich vor und salutierte. »Die Fahrzeugpapiere und den Führerschein, bitte.«

Marcin holte aus dem Seitenfach ein Kunstlederetui heraus.

»Und der Führerschein?«

»Eigentlich ...«, hob Marcin an, doch mit einem Mal war sein Kopf wie leer gefegt. Er spürte Monikas verunsicherten Blick auf sich, und Wut auf den beschissenen Beamten stieg in ihm auf – der Mann hätte sich keinen schlechteren Zeitpunkt aussuchen können. Kurz entschlossen zückte er den Conradinum-Schülerausweis. »Mein Onkel hat mir den Wagen geliehen«, sagte er gespielt selbstbewusst.

»Dein Onkel, ja?« Im Mundwinkel des Beamten lauerte ein sarkastisches Lächeln, als er die Fahrzeugpapiere überprüfte. »Der Wagen gehört einem gewissen Arnold Meisner aus Berlin. Heißt so vielleicht dein Onkel?«

»Mein Onkel, Jerzy Popławski, hat gesagt, ich dürfte mich im Zweifel auf einen Ihrer Kollegen berufen, auf Paweł Bławicki, genannt Bully.«

Ingeheim war Marcin überzeugt, dass er sich nunmehr vollkommen zum Idioten gemacht hatte.

Doch der Beamte starrte ihn lediglich verdutzt an. Vor Nervosität brannte Marcin schier die Haut. Verdammt, warum hatte er vor seiner Abfahrt nicht die Papiere überprüft?

»Und deinen Schulausweis hätte ich auch gern«, wandte sich der Mann an Monika. Das Mädchen zupfte sich den Rock zurecht und zog dann ihren Ausweis aus einem Mäppchen.

»Weiß deine Mutter, dass du hier bist?«

Sie zögerte, dann schüttelte sie den Kopf.

»Du bleibst im Auto ... und du – du kommst mit!«

Marcin stieg aus. Das einzig Gute daran war, dass Monika jetzt nicht mehr unmittelbar Zeugin seiner Niederlage würde.

In dem Streifenwagen saß ein weiterer Polizist, der sichtlich gelangweilt zu sein schien. Er hatte offenbar den höheren Rang, trug einen Stern auf seine Schulterklappe. Sowie sein Blick auf Marcin fiel, wurde er schlagartig lebhaft.

»Haben wir denn einen Führerschein?«, fragte er sichtlich vergnügt.

Marcin verneinte.

»Nein, aber ich bin volljährig.«

»Dann haben wir ein kleines Problem, Junge. Wir müssen erst den Wagen überprüfen, nicht dass er gestohlen wurde – denn falls doch, sitzt du die nächsten zehn Jahre ein. Jugendhaft trifft bei dir ja offensichtlich nicht mehr zu.«

Marcin spürte, wie ihm der Schweiß den Rücken hinabrannte. Er sah seinen wütenden Vater und die weinende Mutter vor sich – noch mehr Probleme, die er ihnen bereiten würde. Warum passierte seinem Bruder so was nie? Tränen kitzelten ihn hinter den Augenlidern, und er musste sich zusammenreißen, um nicht loszuheulen.

»Mein Onkel hat mir erlaubt, das Auto zu nehmen ... Er wollte sich um alles kümmern. Ich wollte nur mit meiner Freundin zum Strand fahren. Mein Onkel heißt Jerzy Popławski«, wiederholte er und spürte, wie ihm erste Tränen über die Wangen kullerten. Verdammt, jetzt heulte er doch allen Ernstes wie die allerletzte Memme!

Auch diesmal reagierten die Polizisten nicht im Geringsten auf den Namen. Sie gaben per Funk das Kennzeichen des Lamborghini sowie Marcins Daten durch, sprachen ihn jedoch nicht weiter an. Marcin kam es vor wie eine halbe Ewigkeit – und er konnte einfach nicht mehr aufhören zu heulen.

»Bitte, können Sie nicht Kommissar Bławicki kontaktie-

ren?«, schluchzte er, doch die Polizisten ignorierten ihn. Stattdessen saßen sie reglos da und lauschten auf die Funkdurchsage. Dann angelte Duchnowski eine Schachtel Zigaretten hervor und zündete sich eine an, ehe der Ranghöhere ihm mit einem Nicken bedeutete, zum Rauchen das Auto zu verlassen.

»Sonst stinkt es hier wie auf einem Klo«, meinte er und wedelte mit seinem Notizbuch vor seiner Nase.

Duchnowski stieg fast schon beschämt aus.

»Du bist volljährig«, fuhr der andere Polizist fort. »Also bist du auch voll strafmündig. Du kriegst ein Verfahren und landest im Knast. Am besten informieren wir auch gleich die Eltern dieses Mädchens ... Bis dahin kommt sie in die Obhut der Behörden. Wenn du sie auch nur mit dem kleinen Finger angerührt hast, kriegst du zusätzlich ein Verfahren wegen Missbrauchs einer Minderjährigen an den Hals. Tja, sieht nicht gut aus ...«

»Ich hab ihr nichts getan«, flüsterte Marcin.

»Also, ich hab mehr als genug gesehen!«, rief Duchnowski von draußen.

»Duchno ... Lass ihn in Ruhe. Sie haben ein bisschen geschmust. Wir waren doch auch mal jung, oder? Die Kleine ist aber auch süß.«

Marcin war schleierhaft, warum der Polizist sich von einer Sekunde auf die andere urplötzlich für ihn einsetzte. Mit neu aufkeimender Hoffnung sah er ihn an, während Duchnowski schweigend zu Ende rauchte und dann die Tür auf Marcins Seite aufzog.

»Steig aus. Wenn der Wagen dem Elefanten gehört, finden wir darin ja vielleicht noch eine kleine Überraschung.«

Marcin starrte ihn vollkommen ratlos an. Jetzt verstand er überhaupt nichts mehr.

»Los, los, stell dich nicht so an!« Duchnowski zerrte ihn aus

dem Streifenwagen und schubste ihn so brutal zur Seite, dass Marcin beinahe hingefallen wäre.

Monika saß immer noch auf dem Beifahrersitz des Lamborghini und sah ihnen erschrocken nach, als die beiden an ihr vorbeimarschierten. Marcin hatte keine Ahnung, wie der Kofferraum aufging; der Polizist musste ihm helfen. Der Junge atmete erleichtert durch, als sich herausstellte, dass der Kofferraum leer war: weit und breit nichts Verdächtiges, nur ein Warndreieck, ein Feuerlöscher und eine kleine Reiseapotheke. Duchnowski zog die Apothekentasche auf und überprüfte ihren Inhalt, dann hob er eine Ecke des Bodenteppichs an und befahl Marcin, das Ersatzrad rauszuholen. Allmählich dämmerte Marcin, dass der Mann die ganze Sache hinauszögern wollte – doch im selben Moment entdeckte er etwas in der Vertiefung für das Ersatzrad.

»Aufmachen«, sagte er und reichte Marcin den zerknitterten Umschlag.

Der Junge tat wie geheißen. In dem Kuvert befand sich ein winziges Plastiktütchen mit weißem Pulver. Der Polizist packte Marcin an den Schultern, presste ihn gegen die Karosserie, legte ihm Handschellen an und schob ihn dann zurück zum Streifenwagen.

»Wir brauchen Verstärkung. Illegale Substanzen«, rief er seinem Kollegen zu und fuhr dann fort: »Jetzt müssen wir nur noch die Kleine heimschaffen.« Dann wandte er sich wieder Marcin zu: »Schöner Scheiß, was, Staroń? Mann, du hast doch noch das ganze Leben vor dir – und statt es zu genießen, gehst du dem Elefanten auf den Leim! Aber keine Sorge, dein Papa wird dir ganz bestimmt Pakete in den Knast schicken.«

Während die Polizisten ein paar Formulare ausfüllten und auf Verstärkung warteten, die den Lamborghini abholen sollte, tauchte ein schwarzer BMW hinter ihnen auf dem Waldweg auf, hielt an, und zwei muskelbepackte Männer in engen

Lederjacken und schwarzen Wollmützen stiegen aus. Der Fahrer blieb sitzen, der Motor schnurrte immer noch. Durch die getönte Scheibe konnte man nicht sehen, um wen es sich handelte – doch in einem der anderen Männer erkannte Marcin Bully wieder und atmete erleichtert aus. Er war gerettet!

Blawicki marschierte auf die Polizisten zu und hielt ihnen seinen Ausweis hin.

»Unterkommissar Paweł Blawicki, Danzig-Mitte. Wir nehmen den Jungen mit ... und den Wagen ebenfalls«, verkündete er und umrundete den Streifenwagen, riss die hintere Tür auf und zerrte Marcin am Arm raus.

Erbost verstellte Duchnowski ihm den Weg.

»Wie, Sie nehmen ihn mit? Der Wagen ist geklaut, und dieser Bursche hatte Betäubungsmittel im Gepäck – dafür allerdings weder einen Führerschein noch irgendwelche gültigen Papiere. Außerdem ist er in Begleitung einer Minderjährigen – Verdacht auf sexuelle Belästigung.«

Bully brach in schallendes Gelächter aus. Der zweite Fremde in Schwarz, der wie sein etwas zu klein geratener Klon aussah, spuckte verächtlich auf den Boden. Im selben Augenblick hörten sie, wie per Funk gemeldet wurde, dass der Wagen nicht als gestohlen gemeldet sei, sondern sich derzeit in der Registrierungsphase befinde. Der rechtmäßige Besitzer sei ein gewisser Jacek Waldemar, wohnhaft in Danzig-Langfuhr, ulica Hallera 33, Apartment 2.

»Hast du gehört, Duchno? Der Wagen ist sauber.« Bully baute sich vor ihm auf. »Handschellen auf!«

Duchnowski kochte sichtlich vor Wut.

»Ich wüsste nicht, dass wir zusammen in den Kindergarten gegangen wären. Für Sie immer noch Sergeant Duchnowski.«

»Duchno, mach ihm die Handschellen auf und halt den Rand. Du machst es nur noch schlimmer. Oder willst du im Archiv landen?«

Doch der Polizist machte sich nichts aus Bullys Drohung.

»Steig wieder ein«, befahl er Marcin und warf hinter ihm die Wagentür zu. »Wissen Sie, was? Spielen Sie sich in Ihrer eigenen Abteilung auf. Hier haben Sie nichts zu melden. Und jetzt verziehen Sie sich!«

»He, Bully, darf dieser Straßenfeger dir Befehle geben?«, wieherte der Klon.

Auf Bullys Oberlippe wurden Schweißtröpfchen sichtbar.

»Ich hoffe sehr, du weißt, was du da tust, Duchno. Das Kind gehört zum Elefanten.«

»Fahren Sie, hab ich gesagt.« Duchnowski kniff die Augen zusammen. »Und wenn der Junge zu Gott höchstpersönlich gehört – mir doch egal. Sie können froh sein, dass ich dieses Gespräch nicht aufgezeichnet habe.«

»Du bist raus!«, drohte ihm Bully und drehte sich zu seinem Klon um. »Majami, wir nehmen den Kleinen mit.«

Duchnowskis Kollege, der bislang augenscheinlich unbeeiligt dem Gespräch gelauscht hatte, stieg aus dem Streifenwagen, lief auf Bławicki zu und entschuldigte sich krieche- risch: »Meine Herren, alles gar kein Problem, betrachten Sie die Angelegenheit als erledigt. Ich bin hier der Einsatzleiter.« Er räusperte sich kurz und fuhr dann fort: »Sie müssen aller- dings verstehen: Wir stehen wegen dieser Kinder bereits seit Stunden hier. Wir mussten es der Zentrale melden – nur wie sollen wir das Ganze jetzt wieder zurücknehmen? Wir kön- nen doch nicht einfach behaupten, dass wir in Wahrheit ein paar Nutten überprüft hätten«, lachte er gezwungen.

»Wie viel?«, fragte Bully.

Der Uniformierte zuckte mit den Schultern, legte Duch- nowski die Hand auf den Arm und schob ihn zur Seite. Mar- cin konnte hören, wie er mit dem Kollegen diskutierte und ihm den Befehl erteilte, »den Jungen in Ruhe« zu lassen, sonst werde er Probleme kriegen.

»Konrad, ich *muss* das melden!«, protestierte Duchnowski.

»Tu, was du für richtig hältst«, erwiderte der Ranghöhere. »Aber du riskierst damit deinen Arsch – wenn du unbedingt den Helden spielen willst, dann bitte schön. Aber wenn du als Wachmann in irgendeiner Fabrik landest, dann soll mir das egal sein. Ich lass den Jungen jetzt frei, verstanden? Wenn du auch nur halbwegs clever bist, dann machst du mit und hältst die Klappe. Hier sind mit Sicherheit zwei Riesen pro Kopf drin. Was meinst du?«

»Lass mich!« Duchnowski drehte sich entschlossen von ihm weg, doch es war allen klar, dass damit die Entscheidung gefallen war.

Amüsiert hatte Bully die Szene beobachtet. Er zündete sich eine Zigarette an, lehnte sich gegen den Wagen und notierte sich das Kennzeichen des Streifenwagens. Zu guter Letzt be- deutete er dem Fahrer des BMW auszusteigen – es war Wal- demar. Trotz des schlechten Wetters trug er ein sommerliches Tennisoutfit mit blauen Streifen und darüber einen Kurzman- tel aus Kaschmirwolle. Er marschierte schnurstracks auf sei- nen Lamborghini zu und warf einen Blick hinein. Monika startte zu ihm auf und rutschte verunsichert auf ihrem Sitz ein Stück zurück.

»Ciao, Prinzessin!«, rief er und schlüpfte hinters Lenkrad. Dann drehte er sich um und bedachte Marcin mit einem höh- nischen Grinsen.

Im selben Moment fiel es ihm wie Schuppen von den Augen – das Ganze war ein abgekartetes Spiel gewesen. Egal wohin er gefahren wäre – sie hätten ihn ohnehin geschnappt. Die Bullen hatten ihn anhalten *sollen*, sie hatten das Koks im Kofferraum finden *sollen*, er selbst hatte Probleme kriegen *sol- len*. Dass er gegenüber dem Elefanten sein Wort gebrochen und das Stadtgebiet hatte verlassen wollen, machte die Sache nur noch schlimmer. Doch offenbar gab es auch jemanden,

der ihm aus diesem Schlamassel wieder heraushelfen wollte. Offenbar war diese ganze Sache ohne Zustimmung des Elefanten gelaufen.

Marcin war überzeugt davon, dass sein Onkel es nie zulassen würde, dass ihm etwas passierte. In seinen Adern floss das Blut der Popławski. Aber er wusste auch, welchen Preis er hierfür zahlen würde: Der Elefant und seine Leute würden ihm zwar helfen, doch dafür würde er für alle Zeiten in ihrer Schuld stehen. Sie würden ihn behandeln wie einen Hund, er würde laufen müssen, sobald sie piffen. Marcin tastete seine Taschen ab – nicht ganz einfach, nachdem er noch immer Handschellen trug. Aber er hatte nach wie vor die Dollar, die der Elefant ihm zugesteckt hatte – das war die Lösung! Binnen einer Sekunde hatte er eine Entscheidung gefällt. Während die Polizisten immer noch miteinander debattierten, marschierte er kurzerhand auf sie zu und drückte dem Ranghöheren das Geldbündel in die Hand. Die Männer verstummten augenblicklich. Nicht mal Bully und Majami wussten, was sie dazu sagen sollten.

»Mehr hab ich nicht«, erklärte Marcin. »Reicht das?«

Der Chef der Patrouille griff nach dem Geld und steckte es in die Hosentasche, ohne zu zählen. Dann marschierte er auf Bully zu und überreichte ihm sämtliche Dokumente.

»Nehmen Sie den Wagen mit. Einen angenehmen Tag noch, Unterkommissar Bławicki.« Er salutierte, schloss Marcins Handschellen auf und drückte ihm die beiden Schülerausweise in die Hand. Dann zerriss er seine Formulare und stopfte sich die Papierfetzen in die Tasche.

»Gute Entscheidung.« Bully bot ihm eine Zigarette an. Der Mann nahm sie an, und der Klon gab ihm Feuer. Der Polizist nahm ein paar tiefe Züge.

»Wie war Ihr Name gleich wieder?«, fragte Paweł Bławicki mit einem Grinsen. »Ich hab ihn leider nicht mitbekommen.«

»Konrad Waligóra.«

»Waligóra ... Niemand will sein gesamtes Leben bei der Streife verbringen, stimmt's? Wir sehen uns.«

Bully drillte Marcin die Finger so fest in den Arm, dass der sich nicht mal mehr nach Monika umdrehte, die immer noch im Lamborghini saß.

Dann schob er ihn zum BMW.

»Wenn ich nicht gewesen wäre, würdest du jetzt dein eigenes Grab im Wald schaufeln, Staroń. Ich hoffe, dass dir klar ist, wie viel du mir verdankst.«

Marcin antwortete nicht, sondern sah sich Hilfe suchend nach den Uniformierten um. Waligóra, der das Schmiergeld eingesteckt hatte, starrte ihnen nach, mit einem Blick, als hätte Bully ihm den Krieg erklärt. Er hatte diese eine Schlacht verloren, aber das war noch lange nicht das Ende des Feldzugs. Waligóra würde Stress machen, das war Marcin klar. So jemand vergaß eine Demütigung nicht.

Doch noch viel mehr schmerzte ihn etwas ganz anderes: Er würde sein Mädchen diesem Ganoven überlassen müssen und konnte nichts dagegen tun. Dabei hätte er sie beschützen müssen! Tatenlos musste er zusehen, wie der orangefarbene Lamborghini auf dem schlammigen Weg wendete und davonfuhr. Durchs Fenster starrte Monika ihm verzweifelt hinterher. Offenbar hatte sie bis zuletzt gehofft, dass er sie zu sich holen würde – vergebens.

Bully drückte ihn auf den Rücksitz des BMW wie einen Verbrecher. Erst da bemerkte Marcin seinen Bruder Wojtek, der ebenfalls auf der Rückbank saß und gerade auf Polizeifunk umschaltete. Im nächsten Augenblick konnten sie mit anhören, dass die Streife jetzt von Heubude zurück nach Danzig fahre. Konrad Waligóras Stimme war durch den Lautsprecher verzerrt. »Wójcik soll schon mal ein bisschen Brot holen, ich hab Hunger.«

Bully lachte. »Lass sie nur feiern – sie haben es sich verdient! Bestimmt bleibt es nicht bei Brot. Du bist echt großzügig, Staroń – ein Scheinchen hätte es doch auch getan! Bedank dich bei deinem Bruder – wenn er nicht gewesen wäre, hätt ich Probleme gehabt, dich rauszuholen. Wir sind wirklich im letzten Augenblick gekommen.«

Wojtek hob die Hand zum Zeichen, dass er das selbst mit Marcin klären würde.

»Bist du immer so redselig?«, lachte Bully und wandte sich wieder an Marcin: »Seit dein Zwilling eingestiegen ist, hat er vielleicht drei Worte gesagt.«

Wojteks Augen blitzten, als hätte er soeben ein Kompliment erhalten.

»Was wird mit dem Mädchen?«, stammelte Marcin.

»Waldemar wird sich um sie kümmern. Er wird ihr kein Haar krümmen. Hauptsache, sein Wagen ist heil geblieben.«

Als sie losfahren, starrte Marcin dem sich rasend schnell entfernenden Sportwagen hinterher – es sah nicht aus, als würde er auf die Chaussee nach Danzig abbiegen. Schon bald war aus dem Lamborghini nur mehr ein orangefarbener Fleck vor grünem Hintergrund geworden.

»Sei froh, dass diese Kleine ihm gefällt – so hat er wenigstens gute Laune. Vorhin war er nämlich drauf und dran, dich in Stücke zu reißen. Du hast echt Glück, Marcin.« Er drehte sich nach hinten um und warf Marcin die Plastiktüte in den Schoß, die der Polizist zuvor im Kofferraum gefunden hatte. »Guter Stoff. Kommt gerade erst auf den Markt. Der Elefant wird vor Glück heulen. Natürlich werd ich ihm nicht jedes Detail über die Aktion verraten.«

Wojtek griff nach der Tüte und steckte sie sich in die Innentasche.

»Fehlt noch die Kohle«, brummte er.

Bully blickte nach hinten zu den Brüdern und seufzte.

»Also kann er sprechen, wenn er will ... Mann, hab ich nicht schon genug Probleme? Bin ich jetzt auch noch euer Kindermädchen?« Dann winkte er ab, wandte sich an seinen Klon und erzählte einen Witz. Die Männer lachten, beachteten die Zwillinge nicht weiter.

Wojtek lehnte sich zu seinem Bruder. »Du schuldest mir zweihundertfünzig Dollar. Plus Zinsen. Die Hälfte von Onkel Jerzys Geld gehörte mir. Wie immer hast du echt schlecht investiert, Brüderchen.«

Der Weihnachtsbaum ging bis zur Zimmerdecke. Es war eine echte Tanne, kein Plastikbaum, mit Lebkuchen und Papiersmuck dekoriert, den die Kinder der Familie Mazurkiewicz in den vergangenen Jahren gebastelt hatten: Przemek, Monika, Arek, Aneta, Iwona, Ola und Lilka. Das Haus roch nach frischen Tannennadeln, gebratenem Karpfen und Piroggen.

Elżbieta, die Mutter, war soeben mit dem Tischdecken fertig geworden. Der Tisch nahm fast das ganze Wohnzimmer ein. Die Töchter hatten ihr beim Kochen geholfen, in einem fort geplappert und gelacht. Auf den Tisch kamen nur sechs statt der traditionellen zwölf Gerichte, trotzdem würde genug Essen für die nächsten Tage da sein, dachte Elżbieta. Sie zog ihr bestes Jackett an, das lilafarbene – die einzig schicke Jacke, die ihr immer noch passte. Nach dem dritten Kind hatte sie mächtig zugenommen, und jedes weitere Kind hatte ihr mehr Kilos beschert. Sie gähnte. Um sieben Uhr früh war sie von der Nachtschicht im Seniorenheim nach Hause gekommen. Sie arbeitete dort gleichzeitig als Pflegerin und Putzfrau. Zu einem Hungerlohn – allerdings mit Überstundenzuschlag. Es kam nicht viel zusammen, aber zumindest wusste Elżbieta, dass sie ihren Pflichten gewissenhaft nachging. Seit Generationen lebte ihre Familie von der Arbeit ihrer Hände, und darauf war Elżbieta stolz. Sie hatte nie den Ehrgeiz gehabt, sich weiterzubilden. Ihr Traum war immer schon gewesen, eine glückliche Familie zu haben. Dieses Ziel hatte sie erreicht, und mehr wollte sie nicht.

Allerdings war die vergangene Nacht anstrengend gewesen. Eine ihrer Patientinnen hatte einen Anfall gehabt, und nachts war auf der Station kein Arzt. Als sie das Pflegeheim verließ, hatte die alte Frau bereits im Koma gelegen. Doch als Elżbieta die Wohnung betreten und ihre Töchter in der Küche angetroffen hatte – die Schürzen angelegt, bereit, mit anzupacken –, hatte sie neue Energie verspürt. Die Mädchen hatten schon das meiste vorbereitet, die Männer gezwungen, den großen Tisch aufzustellen, den Baum zu schlagen und einzukaufen.

Sowie sie in die Küche getreten war, hatte Lilka, die Jüngste, Elżbieta auf einen Stuhl gedrückt und ihre müden Füße von den Schuhen befreit. Monika hatte wie ein General über die Schwestern gewacht.

»Mama, du bleibst jetzt wie eine Königin dort sitzen und ruhst dich aus. Denk nicht mal drüber nach, den kleinen Finger zu rühren! Du sagst uns einfach nur, was wir tun sollen, in Ordnung?« Die älteste Tochter lächelte. »Dann legst du dich hin, und wenn du ausgeschlafen hast, ist alles fertig.«

Und so war es gekommen. Als Elżbieta aufstand, blieb ihr nur noch, das feine Erbporzellan einzudecken. Aus dem Zimmer der Mädchen konnte sie Lachen und vergnügtes Quetschen hören. Sie machten sich für das traditionelle Familienfoto schick. Jahr für Jahr gab es von den Mazurkiewicz ein Foto vor ihrem geschmückten Weihnachtsbaum, das Elżbieta später in ein Album einklebte. Wenn sie es sich später anschaute und sah, wie ihre Kinder größer und erwachsener wurden, musste sie manchmal vor Glück weinen.

Sie warf einen Blick aus dem Fenster. Der Himmel war düster, es hatte kaum geschneit. In einer Viertelstunde würden sie sich an den Esstisch setzen. Ihr Mann Edward packte gerade die Geschenke in einen großen Sack und würde sich anschließend als Weihnachtsmann verkleiden. Elżbieta hatte das Kostüm vor ein paar Tagen erst gebügelt, die Löcher gestopft

und die Nähte verstärkt. An den Seiten hatte sie über die Jahre Stoff einsetzen müssen, denn auch ihr Mann war in die Breite gegangen. Der Weihnachtsmannanzug stammte noch aus dem Jahr, als Przemek, ihr Erstgeborener, auf die Welt gekommen war. Der Junge war ihr ganzer Stolz. Obwohl es anfangs nicht danach ausgesehen hatte, hatte er tatsächlich einen Platz an der prestigeträchtigen Conradinum-Schiffahrtsschule ergattert.

»Edward!« Bevor sie die Klinke nach unten drückte, klopfte sie dreimal an die Schlafzimmertür, damit er wusste, dass nicht eins der Kinder hereinkam. Sie lebten zu neunt in der Siebzig-Quadratmeter-Wohnung in einem lang gezogenen Plattenbau an der ulica Obrońców Wybrzeża, da war es schwierig, Geheimnisse zu hüten oder eine Überraschung vorzubereiten.

»Es ist offen«, rief er.

Elżbieta trat ein und sah ihn entzückt an. Auch wenn er zugenommen hatte und älter geworden war, fand sie ihn immer noch genauso attraktiv wie damals, als er in Heubude am Strand aus dem Wasser gewatet war. Er hatte sich einen Troyer mit Rautenmuster und ein frisches kariertes Hemd angezogen – seiner Ansicht nach ein hinreichend festlicher Aufzug. Er nahm sie in den Arm.

»Was ist los, Ela?« Edward küsste sie auf den toupierten Dutt. Als sie ihm das Gesicht entgegenhob, konnte er ihr ansehen, dass sie geweint hatte.

»Heulst du schon wieder?«, fragte er zärtlich.

»Gott hat uns so viel Gnade zukommen lassen. Immer hab ich Angst, dass sich das Glück wenden und etwas Schlimmes passieren könnte.«

»Ach, was soll schon passieren.« Er winkte ab, ließ sie los und wuchtete den Geschenkesack aus dem Schrank. »Hilf mir lieber packen.«

Das Weihnachtssessen verlief wie jedes Jahr – bescheiden,

aber festlich. Sie machten ihr alljährliches Foto, dann kam der Weihnachtsmann und verteilte Geschenke, die weder teuer gewesen waren noch üppig ausfielen, doch jedes Kind bekam etwas, was es sich gewünscht hatte. Am Ende sangen sie mit dem Fernsehchor einige Weihnachtslieder. Später holte Edward eine Flasche Kirschlikör aus dem Wandschrank und schenkte sich und Przemek ein – der Sohn war bereits volljährig und durfte inzwischen ein Gläschen mit dem Vater trinken.

»Ich bin sehr stolz auf euch«, verkündete Edward feierlich. »Lernt schön weiter und bringt euren Eltern und einander Respekt entgegen. Ihr seid so viele, dass ihr immer jemanden haben werdet, der euch zur Seite steht – auch wenn wir Alten eines Tages nicht mehr da sein werden.«

Die Kleinen stopften sich mit Süßigkeiten voll und strahlten. Nur Monika machte ein bekümmertes Gesicht und wechselte verstohlene Blicke mit Przemek. Die Jüngste, Lilka, schmiegte sich an ihre große Schwester und nickte irgendwann ein. Sie kannten diesen Toast des Vaters: So was Ähnliches sagte er jedes Jahr.

Doch anders als in den Jahren zuvor klingelte es plötzlich an der Tür. Elżbieta sah sich erstaunt um. Ein Überraschungsgast? Sofort lief sie in die Küche, um ein zusätzliches Gedeck zu holen.

»Monika«, forderte der Vater sie auf, »mach auf.« Sie saß ohnehin gleich neben der Zimmertür.

Das Mädchen stand bedächtig auf und strich sich übers Haar. Die anderen Kinder sahen sie erwartungsvoll an. Einen kurzen Moment später hörten sie, wie jemand »Guten Abend« sagte, dann die Tür, die wieder ins Schloss fiel. Doch statt den Gast ins Wohnzimmer zu bringen, verschwand Monika im Mädchenzimmer und schloss sich ein.

Mit dem zusätzlichen Gedeck in der Hand schaute Elżbieta verwundert aus der Küche.

»Schatz?« Sie klopfte an die Tür des Mädchenzimmers.

»Gleich.«

Im nächsten Augenblick sprang Przemek von seinem Stuhl auf und lief zur Tür. Draußen im Treppenhaus stand Marcin Staroń, sein bester Freund. Seit drei Wochen hatten sie sich nicht gesehen. Marcin griff in seinen Rucksack und zog die Pistolenattrappe daraus hervor. Sie war großartig geworden – die Waffe sah tatsächlich echt aus. Przemek zögerte kurz, doch dann nahm er sie entgegen und steckte sie sich in den Bund der feinen Hose, die er von seinem Vater geerbt hatte.

»Was willst du?«

Marcin überreichte ihm ein kleines Päckchen.

»Kannst du das Monika geben?«

»Hau bloß ab«, zischte Przemek, »bevor mein Vater dich zwischen die Finger kriegt.«

»Was ist denn überhaupt passiert? Sag's mir!«

»Egal. Passiert ist passiert«, murmelte Przemek. »Und du, komm nie wieder hierher.«

Von der Wohnzimmertür war ein Geräusch zu hören. Edward Mazurkiewicz kam in den Flur. Im letzten Moment konnte Marcin um die Ecke flüchten.

»Przemek, wer war das?«, fragte der Vater beunruhigt.

»Schon in Ordnung, Papa. Geh wieder rein.«

Edward bedachte ihn mit einem nachdenklichen Blick, dann nickte er und verschwand wieder in der Wohnung.

Przemek stürzte um die Ecke des Treppenhauses, wo Marcin gegen die Wand lehnte und auf ihn wartete. Er presste die Lippen zusammen, seine Augen waren glasig. Eine Weile standen sie einander wortlos gegenüber. Sie wussten beide, dass sie es nicht würden ungeschehen machen können.

Irgendwann machte sich Marcin los, doch ehe er über die Treppe verschwand, drehte er sich noch einmal um. »Wenn

ich irgendetwas tun kann ... Wenn du sie rächen willst ...« Seine Stimme brach. »Es ist alles meine Schuld.«

Przemeks Blick flackerte.

»Morgen gegen fünf. Wo wir uns immer getroffen haben. Warte bei den Ständen, bis ich da bin. Und organisier uns eine Waffe. Eine echte.«

»Wo soll ich die denn hernehmen?« Marcin zögerte. »Vielleicht sollten wir lieber zur Polizei gehen?«

»Was? Bist du bescheuert? Nachdem der Elefant selbst bei den Bullen seine Leute hat?«, röchelte Przemek. »Die werden Monika vorladen, und dann erfahren es alle. Die Leute reden über so etwas! Unsere Mutter würde das nicht überleben. Nein, Marcin, niemand darf erfahren, was dieser Typ mit ihr gemacht hat. Aber er wird dafür bezahlen. Ich hab mir alles genau überlegt. Alles, was du tust, kehrt dreimal zu dir zurück, so lautet das Gesetz. Und es ist nicht einmal Sünde. Steht im Alten Testament.«

»Ich kümmere mich darum«, versprach Marcin und drückte dem Freund das Geschenk in die Hand. »Gibst du es ihr?«

Przemek drehte den kleinen Gegenstand ein wenig unbeholfen hin und her. Buntes Papier, Schleife.

»Was ist das?«

Marcin zuckte mit den Schultern.

»Eine Kassette. Mit einem Lied, das sie mag.«

Jacek Waldemar war der Meinung, dass die polnische Ostsee im Winter am schönsten war: undurchdringlich, schwer und totenblau in der Nacht, tagsüber nur ein paar Nuancen heller. Wenn die Sonne schien, leuchtete sie türkisfarben. Nur im Winter konnte es geschehen, dass der Horizont verschwand, dass Meer und Himmel verschmolzen und eins wurden. Dahinter waren dann nur mehr die Drachen. Alles, was war und je sein würde, war in jenem dreckigen Blau enthalten, sobald der Winterwind wütete.

Die Postkartenansichten, nach denen alle anderen so verückt waren und in die sie sommers eintauchen wollten, sprachen ihn nicht an. Waldemar war in Teremiski aufgewachsen, einem Dorf, das mitten im ostpolnischen Urwald lag. Seine Lieblingsfarbe war Grün: wie die Wälder, die Hoffnung, wie ein stabiles Leben. In seiner Heimat waren Bisons immer noch ein alltäglicher Anblick. Sie liefen über die Chaussee von Hajnówka nach Białowieża. Wildschweine zerpflegten die Felder. Sein Vater hatte dort Kartoffeln angebaut, viel mehr wuchs auf den von riesigen Bäumen beschatteten Feldern nicht.

Das Meer hatte Jacek zum ersten Mal gesehen, als er sechsundzwanzig gewesen war – also vor drei Jahren. Allerdings hatte er das nie jemandem erzählt. Stattdessen hatte er seine Wurzeln verleugnet, seinen alten Namen abgelegt. Binnen zwei Monaten hatte er eine neue Identität angenommen. Eine Benimmlehrerin hatte ihm beigebracht, wie man sich anzog

und anständig aß, eine alternde Schauspielerin den Singsang aus dem Osten korrigiert. Zuvor war er ein stinknormaler Absolvent der Polizeischule in Piła gewesen. Dann war er in Szczytno auf die Offiziersschule gekommen, wo er allerdings nach zwei Semestern das Handtuch geworfen hatte, weil sich eine günstige Gelegenheit ergeben hatte, gutes Geld zu machen.

Sein Vater war ein Säufer gewesen, der in seinem Werkzeugschuppen in großem Stil Schnaps schwarzgebrannt hatte. Den Korn, der sich »Weißrussland-Whisky« nannte, hatte er an Einheimische und Touristen verkauft. Irgendwann hatte er sich zu Tode gesoffen und die Mutter mit einer Bande Kindern allein zurückgelassen: ohne Geld, dafür mit einem Haufen Schulden. Seit seinem dreizehnten Lebensjahr war Jacek der Ernährer der Familie gewesen. Er hatte sich schon bald an den Gedanken gewöhnt, dass er selbst nie die großen Taten vollbringen und die Gesellschaft von Unrat befreien, sondern dass stattdessen andere Männer seine Träume erfüllen würden: Jungs, deren familiäre Situation sich weniger kompliziert darstellte, die vermöglicher waren oder vielleicht auch einfach nur aus größeren Orten stammten.

Also saß er im Streifenwagen und kassierte Schmiergelder von Leuten, die zu schnell gefahren waren. Einen Strafzettel stellte er nur jedem Fünften aus. Auf seinem Revier verdienten sich alle auf diese Weise etwas dazu.

Er hatte unfassbares Glück gehabt. Seine Kollegen hatten nebenher als Nachtwächter auf privaten Parkplätzen oder als Türsteher in Nachtclubs gearbeitet, als ein neuer, ehrgeiziger Chef das Heft in die Hand nahm und sie alle gründlich durchleuchtet wurden. Für den Mann kam es einem politischen Auftrag gleich. Er wollte unbedingt, dass sein Revier als eins der besten in die Statistik eingeht. Es war von Korruption gemunkelt worden, und so setzte er einige Spitzel ein. Im

Handumdrehen stellte sich heraus, dass Waldemar und sein Partner am meisten eingesteckt hatten – sie sollten suspendiert und sogar angeklagt werden. Korruptierte Polizisten gab es in der Einheit zwar mehr als genug, doch die meisten kamen glimpflich davon. Sie saßen bis heute auf verantwortungsvollen Posten, manche machten sogar richtiggehend Karriere. Andere wechselten die Seiten. Gangs nahmen aufgrund hilfreicher Kontakte nur zu gerne Polizisten auf.

Bei der Befragung hatte Waldemar den Helden spielen wollen. Er hatte der Untersuchungskommission die Wahrheit gesagt: Ja, er hatte pro Nase fünftausend genommen, aber selbstredend hätte er sich lieber anders verhalten, er würde ganz grundsätzlich lieber etwas anderes tun: sein Leben riskieren, Ganoven festsetzen, lieber sterben, als weiter am Straßenrand zu stehen und Autos wegen überhöhter Geschwindigkeit anzuhalten. Denn wozu sollte das gut sein? Die kleinen Leute, denen er Bußgelder aufbrummte, hatten doch innerhalb des Systems keine Bedeutung. Sie zahlten, waren dankbar, dass sie mit einem blauen Auge davonkamen, und machten einfach weiter wie zuvor. Die echten Verbrecher kamen mit allem davon.

Obwohl Waldemar immer behauptete, im Leben niemals Glück gehabt zu haben, hatte der dort oben an jenem Tag offenbar Mitleid mit ihm gehabt. Einem ranghohen Offizier hatte der naive Idealismus gefallen – und wohl auch die Tatsache, dass Waldemar schlicht dummlich aussah mit seinen eins dreiundsiebzig und den riesigen Muskelpaketen, mit denen er daherkam wie Rambo persönlich. Er hatte Kraft wie ein Bison, und er wusste sie auch einzusetzen.

Anstatt gefeuert zu werden, wurde er befördert und in die Hauptkommandantur der Woiwodschaft Białystok versetzt, wo er undercover arbeiten sollte. In der Kommandantur hatten sie zuvor eine Gang aus Danzig-Heubude aufs Korn

genommen: Bernsteinschmuggel, Autoschieberei, Schutzgelder, Drogen. Zu jener Zeit waren gerade neue Drogen auf den Markt gekommen: Acid, Amphetamine, LSD. Die Nachfrage hatte das Angebot bei Weitem überstiegen, und natürlich hatten die Verbrecher erkannt, welches Potenzial im Drogenhandel steckte. Es gab diverse, die für so viel Geld getötet hätten.

Die Ermittlungsbehörden in Danzig und den Nachbarstädten Gdingen und Zoppot galten als derart korrupt, dass eine fremde Einheit die operative Tätigkeit übernehmen sollte. Die Kommandantur in Białystok wurde mit dem Auftrag betraut; ausgerechnet dort war Jerzy Popławski, auch Elefant genannt, erstmals in jemandes Visier geraten, damals noch als ganz kleiner Soldat.

Der Elefant hatte sich kein zweites Mal schnappen lassen. Er hatte seine Kumpels verpiffen und sich fürs Erste nur mehr mit dem Zigaretten- und Alkoholschmuggel aus dem Osten beschäftigt. Zwar konnte man damit viel Geld verdienen, aber es war nun mal nichts Spektakuläres, worüber die Medien berichtet hätten. Die beschäftigten sich lieber mit den Bandenkriegen in Warschau. Wenn dort nicht wenigstens einmal die Woche eine Bombe hochging oder irgendein Verbrecher exekutiert wurde, gähnte jeder vor Langeweile. Journalisten feierten die Bosse der Unterwelt und machten aus ihnen Prominente. Nicht wenige von ihnen ließen sich sogar auf der Terrasse des Grand Hôtel in Gesellschaft von Lokalpolitikern oder Geschäftsmännern fotografieren.

Über den kleinen Juwelier Popławski schrieb niemand. Dabei verwandelte sich sein bescheidenes Geschäft sukzessive in ein international operierendes Unternehmen mit Filialen von Kaliningrad bis nach Berlin, während die Warschauer ihre Zeit damit verschwendeten, Autos, Waffen und Drogen zu schmuggeln und sich zwischendurch gegenseitig umzubringen. Als Popławski irgendwann spürte, dass die Lage allmählich heiß

zu werden drohte und er es allein nicht mehr lange schaffen würde, ging er mit einem jungen Russen eine Allianz ein. Zusammen machten sie in Warschau sauber, um den Rest kümmerte sich die Polizei. Der Nachwuchs arbeitete ab jetzt nur noch für den Elefanten – während die Reporter immer noch hinter den Ganoven aus Pruszków und Wołomin her waren. Dem invaliden Juwelier war das gleichgültig. Er zog lieber im Verborgenen die Strippen. Mit dem Diebstahl von Benzin auf einem Raffineriegelände und mit dem illegalen Fördern von Bernstein in den Wäldern um den Nordhafen herum fing es an. Dann installierte er einen Schmugglerring von Kalininograd nach Danzig. Beinahe die gesamte Bevölkerung entlang der Küste arbeitete für ihn – normale, rechtschaffene Leute. Der Elefant wusste genau, wo in Deutschland er den Bernstein verkaufen konnte. Den Erlös investierte er in Autos – die er mit siebenfachem Gewinn in Russland wieder loswurde. Es war ein irrer Absatzmarkt: Einfach jeder vermögende Russe wollte einen Westwagen besitzen und war bereit, gutes Geld dafür zu zahlen.

Waldemar kam schnell dahinter, dass der Elefant zwar primitiv daherkam, aber keineswegs dumm war. Er war der geborene Geschäftsmann, ein Visionär und obendrein hervorragend vernetzt. Und gleichzeitig ein Verrückter, der soff wie ein Loch, Mädchen in Puffs vergewaltigte, manche von ihnen sogar getötet und im Waldboden verscharrt hatte. Dabei blieb er stets straffrei, immer gedeckt von seinen Freunden aus Ermittlerkreisen. Selbst diejenigen, die glaubten, sauber zu sein, arbeiteten auf die eine oder andere Weise für ihn. Um seine Leute kümmerte sich der Elefant wie der sprichwörtliche Pate.

Doch der Gangster-Kodex war nur so lange verpflichtend, bis jemand Strafe verdiente. Mit all denjenigen, die ihm gegenüber illoyal wurden und im Gefängnis sangen, kannte der Mann keine Gnade.

Nachdem klar war, dass Białystok die Sache übernehmen würde, hatten sich die dortigen Verantwortlichen mehr als hundert Leute angesehen und sich zu guter Letzt für einen Grünschnabel aus der Provinz entschieden, der die Mafia in Heubude infiltrieren sollte: Waldemar – ein kleiner Streifenpolizist von der schwarzen Liste. Er war ein hervorragender Schütze, hatte weder Frau noch Kinder, keinerlei Verpflichtungen. Und er stammte aus den ostpolnischen Wäldern, hatte also quasi keine Vergangenheit. Er sprach passabel Russisch und ein bisschen Deutsch, hatte eine rasche Auffassungsgabe, und manche behaupteten sogar, er habe schauspielerische Fähigkeiten. Er war perfekt. Und er brannte darauf, sein Leben für das Vaterland zu riskieren. Sie brauchten ihn – mehr als er sie.

Allerdings wusste er das damals nicht. Er dachte, er hätte seine große Chance bekommen. Er sollte sich in Popławskis Netzwerk einschleusen, dessen Vertrauen gewinnen und alles so weit vorantreiben, dass der Elefant am Ende verhaftet und verurteilt werden konnte. Dann sollte er selbst wieder verschwinden, am besten genauso unauffällig, wie er aufgetaucht war. Der Elefant bekam indes eine andere Version aufgetischt: Es wäre Waldemar gewesen, der ihn damals aus dem brennenden Auto gerettet hatte.

Der Elefant hatte Leute in Polen, Deutschland und in Russland. Niemandem lag etwas daran, dass er ins Gefängnis wanderte und womöglich heikle Informationen preisgab. Angeblich hatte er sogar Kontakte zum Geheimdienst, der immer wieder gern auf seine Informationen zurückgriff. Es hieß, Popławski sei schon vor der Wende angeworben worden, und so konnte Waldemar sich auch erklären, warum er niemals eingesperrt hatte. Irgendjemand hielt seine schützende Hand über den Invaliden, nur dass der Undercoverermittler keine Details kannte. Offiziell war er lediglich der

Fahrer des Gangsters und spielte gern den hirnlosen Lackaffen. Dass ihn niemand so recht ernst nahm, half ihm, an Informationen ranzukommen.

Seine Mission würde alsbald vorbei sein. Bis dahin wollte er einfach nur mit dem Leben davorkommen.

Waldemar war der Ansicht, dass er während der gesamten Operation lediglich zwei Fehler gemacht hatte. Der eine waren die Drogen: Er hatte dealen müssen, um vollends glaubwürdig zu sein. Der Elefant saß auf dem besten Stoff der Stadt – wie gut er war und wie erfolgreich er selbst damit sein würde, hatte Waldemar schnell erkannt. Der zweite Fehler war das Mädchen gewesen. Dabei hatte er wirklich keine bösen Absichten gehabt. Sie war ihm so verloren vorgekommen. Er hatte sich doch nur ein bisschen um sie kümmern wollen ... Dann stellte sich heraus, dass sie Probleme machte. Als ihr Bruder Przemek anfang, ihm aufzulauern, hatte Waldemar noch darüber gelacht. Doch seit diesem Morgen war die Sache komplizierter. Der aufgebrachte Junge hätte ihn beinahe auffliegen lassen. Waldemar hatte eine Entscheidung treffen und den Elefanten bitten müssen, die Sache mit dem kleinen Mazurkiewicz ein für alle Mal zu klären. Er hatte es mit keinem Wort begründet. Außerdem war es nicht das erste Mal, dass sie ein Problem auf eine solche Weise bereinigten.

Trotzdem durften seine wahren Vorgesetzten nichts von dem Mädchen erfahren. Niemals. In der kommenden Woche würde sein nächster Bericht fällig sein, aber es sah ganz danach aus, als könnte ihn sein Verbindungsmann schon eher kontaktieren. Vielleicht sogar schon heute.

Die Organisation war drauf und dran, eine Ladung Metamphetamin auf den Markt zu werfen, eine Substanz, die brandneu und verhältnismäßig teuer war. Es sollte zunächst eine Art Experiment werden, ein Versuchsballon, aber es roch schon jetzt nach großer Kohle. Genau das würde er den Kollegen aus

Białystok mitteilen, und er würde sie gleichzeitig bitten, ihn schon eher abziehen als geplant. Am besten, sie simulierten einen Unfall, irgendetwas Endgültiges. Er durfte jetzt kein Risiko mehr eingehen. Aber die Kleine und ihr Bruder konnten ihn – wenn auch unwissentlich – abgrundtief in die Scheiße reiten.

Er hatte angefangen, Fehler zu machen, und gefährdete so den ganzen Einsatz. Im Grunde glaubte er, dass er noch immer auf der richtigen Seite stand. Eine Sache wie die mit dem Mädchen, das er in dem Lamborghini gevögelt hatte, würde nie wieder vorkommen. Es war das erste und das letzte Mal gewesen.

Er sah auf die Uhr. Genug davon, er durfte sich darüber jetzt nicht den Kopf zerbrechen. Er knöpfte seinen Kaschmirmantel zu und ging zum Auto. Daneben auf dem Parkplatz des Hotel Marina standen noch weitere Wagen. In einer Viertelstunde würde er im Roza sein. In dem Nachtclub warteten neben Popławskis Leuten auch ein paar Undercoverkollegen auf ihn. Wenn es gut lief, würden sie heute Nacht die Bande sprengen, und dann würde es Belobigungen und Beförderungen regnen. Schon morgen könnte seine Welt ganz anders aussehen. Ein Urlaub würde ihm guttun, irgendwo in einem fernen Land.

Ehe er dem Strand den Rücken kehrte, blickte er noch mal zurück aufs Meer. Es war wütend, gefährlich, unberechenbar, wie immer vor einem Sturm. So wie er es am liebsten mochte.

Marcin saß schon seit über einer Stunde auf den alten Brettern vor der Turnhalle. Gleich würden ihm die Füße in den Schuhen festfrieren. Der Frost war völlig unerwartet gekommen. Die alten Fischer hatten prophezeit, dass es in wenigen Tagen anfangen würde zu schneien, die Schneefälle würden heftig sein und bis März anhalten.

Allmählich hatte der Junge lange genug gewartet. Ein paar mal hatte er schon überlegt, ob Przemek ihn vielleicht nur hatte austricksen wollen. Er würde dem Freund noch zehn Minuten geben und dann zurück nach Hause laufen, um sich aufzuwärmen. Im selben Moment entdeckte er eine Gestalt, die über den Zaun kletterte. Sie war noch zu weit weg, als dass er sich hätte sicher sein können, dass es sich dabei um Przemek handelte – doch dann tauchte gleich dahinter jemand Zweites auf. Die beiden kamen näher. Der Vordere war hundertprozentig Przemek.

»Was macht der denn hier?« Marcin wies auf Nadel.

»Könnt uns nützlich sein«, brummte Przemek nur und wollte sich eine Zigarette anzünden, doch das Feuerzeug war eingefroren. Die Flamme wollte einfach nicht zünden. Im Nu hatte Nadel eine Schachtel Streichhölzer hervorgeangelt und gab Przemek dienstbeflissen Feuer. »Hast du sie?«, fragte er dann.

Marcin schüttelte den Kopf.

»Ich hab's versucht, aber ich komm nicht in die Werkstatt. Es ist abgeschlossen. Entweder feiern sie dort Weihnachten, oder sie bereiten einen großen Deal vor.«

»Und jetzt?« Schwer ließ sich Przemek auf die Bretter fallen.

Marcin griff in seine Daunenjacke und holte einen Radschlüssel heraus. Dann legte er eine Metallfeile, Plastiktüten, Klebeband und Pfefferspray daneben.

»Was ist das?«, flüsterte Nadel erschrocken.

Marcin sah ihn herablassend an.

»Das ist ein Radschlüssel. Der größte, den es gibt. Aus Deutschland.«

Przemek stemmte sich hoch, nahm den schweren Metallgegenstand in die Hand und schlug damit probeweise in die Luft.

»Guckst du keine Filme, Nadel?« Er grinste verächtlich. Als die Zigarette ihm die Lippe zu verbrennen drohte, warf er sie beiseite. »Jemanden zu töten ist ganz einfach. Das Problem ist, anschließend die Leiche zu beseitigen. Wir müssen unseren Plan ein bisschen abändern, aber das schaffen wir.«

Nadel blinzelte nervös und zog sich die Kapuze tiefer ins Gesicht. Seine Nase war inzwischen feuerrot, die Lippen liefen bläulich an. Dass seine Jacke kein Innenfutter hatte, hatte Marcin auf einen Blick gesehen.

»Was hast du denn bitte an? Du sollst doch Schmiere stehen – in diesen Klamotten frierst du dich zu Tode! Und wenn du erfroren bist, wer soll uns dann warnen?« Marcin riss ihm die Mütze vom Kopf. »Und so 'ne dünne Mütze – hat Mami dich nicht mehr lieb?«

»He, Prinz Staroń« – Przemek drehte sich jäh zu ihm um –, »lass ihn in Ruhe. Im Heim haben sie nun mal keine Markenklamotten.«

Marcin sah Nadel verblüfft an.

»Kinderheim?«

Nadel nickte.

»Echt?« Dann sanfter: »Mensch, du hast nie was gesagt.«

»Jetzt weißt du's.« Przemek war offenbar fest entschlossen, Nadel unter seine Fittiche zu nehmen. »Ich kann ihm meine Jacke geben, falls es zu kalt wird.«

Marcin zögerte kurz und zog dann seine Daunenjacke aus. Jetzt trug er nur noch eine Fleecejacke.

»Uns wird sowieso heiß werden.«

Dann zog er ein Briefchen Acid aus der Tasche, und sie rieben sich das Pulver ins Zahnfleisch.

»So, meine Herren. Los geht's!«, verkündete Przemek.

Sechs Tage später.

Als Maria Staroń aufmachte, standen ihr Bruder Jerzy und ein Mann mit einem Kopfverband, der offenbar verprügelt worden war, vor der Tür – und hinter ihnen drei uniformierte Beamte. Einer von ihnen war breit wie ein Schrank und trug trotz frostiger Temperaturen keine Mütze über der glänzenden Glatze. Seine Nase war gerötet, die Lippen aufgesprungen. In seiner weißen Daunenjacke sah er aus wie ein Schneemann. Maria kannte den Mann nur vom Sehen. Allmählich dämmerte ihr, warum seine Kumpels ihn Bully nannten.

Es war zehn Uhr morgens. Abends würden sie zur Silvesterfeier ins Grand Hôtel gehen. Maria hatte gerade ihren neuen Pelz anprobiert und vor dem Spiegel einen neuen Lippenstift getestet. Beim Geräusch der Türklingel hatte ihre Hand gezuckt, und sie hatte sich die Zähne karottenrot verschmiert. Ein schlechtes Omen, hatte sie noch gedacht.

Niemand sagte etwas, und langsam, aber sicher wurde es ihr in ihrem Pelz zu warm. Wortlos drehte sie sich um und klopfte an die Badezimmertür.

»Bin gleich da!«, hörte sie ihren Mann rufen.

Dann eine Reihe von Geräuschen: erst das Rauschen des Wassers im Waschbecken, anschließend das Ratschen des Wäschekorbs. Hinter dem Glaseinsatz der Badezimmertür huschte die Silhouette ihres Mannes hin und her, und unwillkürlich ahnte Maria, dass Sławomir gerade etwas im Wäsche-

korb versteckt hatte. Sie würde darin nachsehen, sobald er das Bad verlassen hätte.

»Ich komme!«

Maria warf einen Blick über die Schulter. Wojtek saß auf einem Stuhl neben der Tür und hörte auf seinem Walkman Musik, starrte zum Fernseher und schien auf irgendwas zu warten. Darauf, dass Sławomir sie beide in die Kirche fuhr? Marcin würde nicht mitkommen. Er war noch nicht mal aufgestanden.

Seit Jahren war er nicht mehr zur Beichte gegangen, aber in diesem Jahr hatte er sich zum ersten Mal nicht einmal mehr an den Weihnachtstisch setzen wollen. Er war den ganzen Abend durch die Stadt gestromert. Sławomir hätte fast die Polizei gerufen. Als Marcin endlich nach Hause gekommen war, hatte er verkündet: »Es gibt keinen Gott.«

Noch Jahre später sollte Maria bedauern, dass sie an jenem Tag nicht schon ein bisschen eher zur Kirche aufgebrochen waren. Dann hätten sie nicht ihr gesamtes Vermögen eingebüßt, Sławomir wäre nicht im Gefängnis gelandet, und sie hätte sich nicht bis ans Ende ihrer Tage für einen Bruder schämen müssen, der nicht mal der eigenen Familie gegenüber Mitleid zeigte.

Sie hätte, bevor sie an die Tür gegangen war, durch den Spion schauen müssen. Dann hätte sie Sławomir Bescheid geben müssen, damit er durch die Hintertür verschwand. Sie selbst hätte der Kinder wegen nicht verschwinden können – keine Mutter ließ ihre Söhne zurück.

»Polizeianwärter Konrad Waligóra, Regionalkommandantur Danzig 34, Operative Abteilung. Erkennen Sie diesen Gegenstand?«

Einer der Funktionäre hielt ihr ein Metallobjekt in einem Asservatenbeutel unter die Nase. Die Frau wich einen Schritt

zurück. Angst hatte sie keine – noch nicht –, aber sie war schlagartig beunruhigt.

»Nein ... aber vielleicht mein Mann. Er kennt sich mit solchen Sachen aus.«

»Dürfen wir ...?« Bully drückte die Eingangstür auf und machte einen Schritt über die Schwelle. Die zwei anderen folgten ihm. »Drinne redet es sich angenehmer.«

Maria bat die Besucher in die Küche.

»Möchten Sie vielleicht Tee oder Kaffee?« Sie gab sich alle Mühe, freundlich zu sein, doch außer Jerzy antwortete niemand.

»Ich nehm gern einen Tee. Wir haben schon seit Jahren nicht mehr miteinander Tee getrunken, Schwesterherz.«

Wortlos setzte Maria Wasser auf, während Wojtek den Ankömmlingen Platz machte. Nach einer Weile kam Sławomir endlich aus dem Bad, ging auf Bully zu, um ihn zu begrüßen, doch der wich vor ihm zurück. Verwundert hielt Staroń inne und warf einen argwöhnischen Blick auf den Verband um Waldemars Kopf.

»Setz dich. Es wird eine Weile dauern.« Bully wies Sławomir auf einen Stuhl. Dann zog er seine Jacke aus, hängte sie über die Lehne und strich über das Leder, als wäre die Jacke ein lebendiges Wesen. Unter der Jacke war ein schwarzer Rollkragenpullover zum Vorschein gekommen. An den Füßen trug er schwarze Militärstiefel. »Möchten Sie in der Zwischenzeit vielleicht einen Ausflug in die Stadt machen? Zum Friseur, zur Kosmetikerin?«, wandte er sich an Maria.

»Wie bitte?«, erwiderte sie verwundert. »Wir haben den 31. Dezember ...«

»Ich würde an deiner Stelle ernsthaft darüber nachdenken«, warf Jerzy ein und lachte auf. »Nimm Wojtek mit. Wär besser.«

Der Junge hob den Kopf, sagte aber nichts.